

XX ~~25~~ 244
2 19

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Н. С. Р. С. Н.

Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Beratung der ASRR der Wolgadeutschen.

Illustrierte Halbmonatsschrift

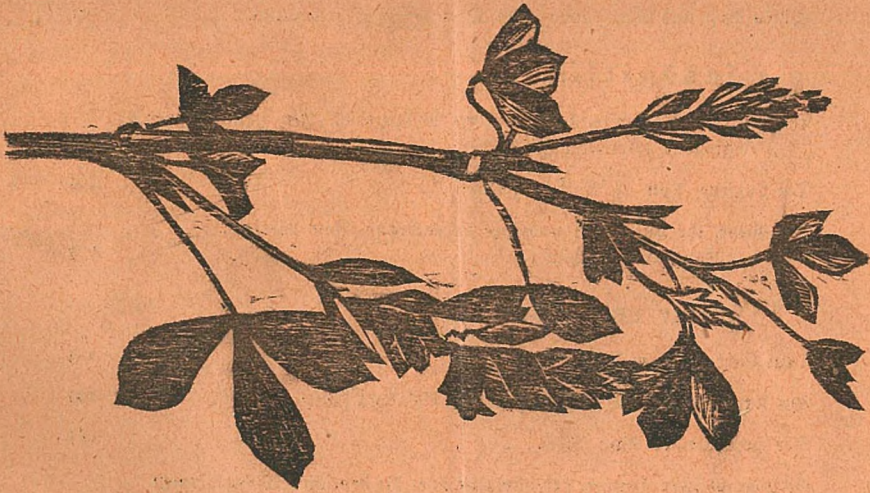
zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Nummer 15.

Pokrowsk, 15. August 1924.

Jahrgang 3.



„У н з е р е В и р т ш а ф т“

двухнедельный журнал.

Organ Кооперативного Совещания Обкома РКП (б.) АССР немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zwei Konferenzen in London. Von F. H.	433
Die III. Weltkonferenz der Kommunistinnen (Frauenkonferenz). Von J. Frei	435
Normale Beziehungen mit Deutschland	436

Wirtschaft und Wissen:

Die Stellung Lenins zum Weltkrieg. Von J. Schmidt	437
Unsere Hilfsarbeit. Von J. Schwab	438
Die Grundzüge des Landkodexes der A.S.S.R. Von G. P. (Fortsetzung)	440
Wann ist in unseren Wolgakolonien der russische Gemeindebesitz mit seinem Seelensystem eingeführt worden? Von J. G. (Schluß)	442
Die Hausindustrie in den Wolgakolonien. Von W. Sjurjukin (Schluß)	445
Wissenschaft und Aberglaube. Von Oswald L. (Fortsetzung)	447

Landwirtschaft:

Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet. Von Heinr. Rieger, Agronom (Fortsetzung)	449
Die Buzerne. Von J. Noll, Agronom	452
Die Biene, ihr Körperbau und ihre Lebensweise. Von Blasow, Agronom. (Schluß)	454

Kultur und Leben:

Dem Licht entgegen. Von Fr. Strom	458
Am Karaman (Pannestiel). Skizzen von Reinhold Paul	460
Der Hexenmeister. Von G. N.	462
Bibliographischer Anzeiger der Literatur über die deutschen Wolgakolonien. Von S. D. Sokolow. (Fortsetzung)	464

Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.

Gefangenahme der Frau Gähse. Von L. B. (Schluß)	49
Die Zieselmaus. Von H. Kling, Agronom	50
Lebenslauf des Froischgroßvaters. Von ihm selbst erzählt	51

Unsere Wirtschaft

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Bezugspreis:		Anzeigen:	
Für einen Monat mit Ubersendung . . .	60 Kop. in Gold.	Die Petit-Zeile oder deren Raum . . .	25 Kop. in Gold.
Vierteljährlich	1 Rbl. 25 "	Fürs Ausland	15 Cents.
Fürs Ausland für 6 Monate	3 Dollar.		

Nummer 15.

Botrowst, 15. August 1924.

Jahrgang 3.

Zwei Konferenzen in London.

(Две конференции в Лондоне.)

Von F. S.

Hören und drüber spricht und hört man viel von der Londoner Konferenz, genauer gesagt, von den Londoner Konferenzen. Zurzeit werden in London zwei Konferenzen gehalten; die eine ist die englisch-sowjetrussische, die zweite die Konferenz der verschiedenen verbündeten Siegerstaaten mit Deutschland. Die eine wie die andere verdient unsere vollkommenste Aufmerksamkeit: man verhandelt auf beiden Konferenzen so wichtige Fragen, welche möglicherweise von großer geschichtlicher Tragweite sein können. Die Achtmillionenstadt ist ein schweigender Kampfplatz still ausgefochtener Kämpfe.

Die sowjetrussisch-englische Konferenz dauert schon vier Monate. Schwerwiegend sind die dort zu verhandelnden Fragen, schwerwiegend sind selbst die verhandelnden Parteien. Vertreter von zwei Weltreichen und zwei Welten trafen hier zusammen, um die sonderbarsten Fragen der Welt zu lösen. Sonderbar sind diese Fragen nicht an und für sich, sondern dem Charakter der Verhandlungen nach. Es ist gewiß nichts Sonderbares daran, daß die englische Bourgeoisie den Preis der enteigneten Fabriken und Güter verlangt, die einst das Privateigentum von englischen Kapitalisten waren. Wir finden auch daran keinen Anstoß, daß die Vertreter des proletarischen Weltreiches diesen Preis nur unter einer Bedingung zu zahlen bereit sind: dann nämlich, wenn der von den englischen Besatzungstruppen und ihren

Helfershelfern, den weißgardistischen Banden angerichtete Niesenschaden auch ersetzt wird. Der grundlegende Streit ist an und für sich der Streit zwischen Imperialismus und Sozialismus, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten. Es hängt nur daran, daß die Ausgebeuteten aufgehört haben, sich ausbeuten zu lassen, und diesen Umstand nun schon 7 Jahre mit Tat und Wort in das Gedächtnis der Menschheit einprägen.

Das Sonderbare an dieser Konferenz findet man dann, wenn man bedenkt, daß die englischen Vertreter nicht ungeschminkte, steife Kapitalisten, Lloyd Georges, Asquiths oder Curzonische Draufgänger, sondern Mitglieder der englischen Arbeiterpartei, Minister der sog. „Arbeiterregierung“ sind. Es ist wahrhaftig sonderbar, wenn eine englische Arbeiterregierung keine andere Sorge hat, als nur die Schäzlein der Bourgeoisie ins Trockene zu bringen. Die englische Arbeiterklasse hat sicher kein Interesse daran, daß die englischen Herren Kapitalisten von dem russländischen revolutionären Proletariat und Bauertum den Preis jener Ketten bezahlt bekommen, die von letzteren schon vor sieben Jahren abgeschüttelt wurden. Diese Verhandlung bringt für die gesamte Arbeiterklasse den Anschauungsunterricht betreffs der wahren Natur der englischen Arbeiterregierung. Sie ist ihrem Wesen und ihrer Rolle nach der Gerichtsvollstrecker der Bourgeoisie; sie ist am

Ruder, nicht um die Arbeiterklasse der Befreiung näher zu bringen, sondern um der Bourgeoisie jene Ziele erreichen zu helfen, die letztere allein niemals erreichen könnte. Nicht vergeblich erklärte Herr Macdonald, Ministerpräsident des englischen Weltreichs, daß die englische Arbeiterschaft der Tatsache, daß England ein Weltreich ist, immer Rechnung tragen wird. Die Tatsache der Unterdrückung von 350 Millionen Menschen und die Fortsetzung dieser Unterdrückung durch die englische Arbeiterregierung — diese Tatsache ist verhängnisvoll.

Am 5. August kam es darum zum Abbruch der englisch-sowjetrussischen Verhandlungen, weil das russische Proletariat dieser „Tatsache“ nicht huldigt. Der Abbruch erfolgte eben wegen der Frage der Vergütung der gewesenen Eigentümer, deren Güter nach der Oktoberrevolution enteignet wurden. In allen anderen Fragen hat man bereits vollkommenes Übereinkommen erzielt. Diese Frage ist aber die größte Frage für die englische Bourgeoisie und infolge des politischen Zusammenhanges auch für die „Arbeiterregierung“. Die Arbeiterregierung ist eben keinesfalls die Regierung der Arbeiterklasse Englands; denn die englische Arbeiterschaft erklärte sich in dieser für das Proletariat wichtigsten Frage mit dem Schritt des Herrn Macdonald nicht einverstanden. Es ist Tatsache, daß die englische Arbeiterklasse noch im politischen Finstern herumtastet, aber ihr Klassentrieb kommt bei allen schicksalsschweren Fragen zutage. So war es im Jahre 1920, da die große proletarische Bewegung unter der Losung „Hände weg von Sowjetrußland“ die Regierung Lloyd Georges und Co. zwang, von der offenen Intervention gegen Rußland Abstand zu nehmen; so kam es auch diesmal, da die englische Regierung gezwungen ward, die am 5. August abgebrochenen Verhandlungen unter dem Drucke der proletarischen öffentlichen Meinung am 7. wieder aufzunehmen.*) Wenn mal England ehrlichen Handel treiben will, so darf sich Macdonald in keinen Kuhhandel mit uns einlassen. Die englische Arbeiterschaft ist in der Frage der russischen Revolution im entscheidenden Moment immer an unserer Seite. Diese Lehre ist ein erhabenes Gegenstück zu der Lehre über die wahre Natur der englischen „Arbeiterregierung“.

*) Am 8. August wurde der englisch-russische Vertrag in der Fassung unterschrieben, die von der russischen Delegation in Vorschlag gebracht worden war. Die Red.

Die zweite Konferenz ist auch nicht weniger bedeutsam für alle, die das politische Getriebe nach dem Weltkriege mit der gehörigen Aufmerksamkeit verfolgen. Dort wie hier handelt es sich darum, von wem und wie die unerhörten Kriegskosten gezahlt, beziehungsweise eingehemmt werden sollen. Es ist eine immer schärfer werdende Tatsache, daß der kapitalistische Frieden keine Ruhe heraufzaubert und kein Gleichgewicht hergestellt hat. Unter Gleichgewicht wollen wir der Verständlichkeit halber die auf verhältnismäßig längere Zeit geregelte Beuteaufteilung unter den Siegerstaaten England, Amerika, Frankreich usw. verstehen. Die noch nicht vernarbten Wunden der Welt überzeugen uns nämlich, daß es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann: die internationale politische Herrschaft des Proletariats. Aber nicht einmal Gleichgewicht in kapitalistischer Fassung gibt es, weil die Sieger und ihre Interessen auf dem ungleichen Gewicht beruhen. Als Lloyd George noch am Ruder war, drückte er das Hauptkriegsproblem mit klügelnder Schärfe und englischem Kaltblut wörtlich so aus: „Der Unterschied zwischen England und Frankreich in bezug auf die deutsche Wiedergutmachung ist der: Wir wollen die Kuh melken, die Franzosen wollen sie aber schlachten.“ Amerikas Stellung zu der deutschen Frage wird auch nicht anders sein. Die jetzigen Machthaber Deutschlands haben dagegen auch nichts einzuwenden. Wenn man die politische Diebsprache Lloyd Georges ins Gemeinverständliche übersetzt, tritt klar hervor, daß es sich nicht um die deutsche Kuh schlecht hin, sondern um das deutsche Proletariat handelt. Und wenn das internationale Kapital gewillt ist, den französischen Ruhrapetit einzudämmen, so tut es dies nur, um den eigenen Appetit zu stillen. Die deutsche Bourgeoisie ist mit dieser Lösung der Wiedergutmachung einverstanden, weil deren Spitze ausschließlich gegen das Proletariat, gegen die zahlenmäßig überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes (70 % Arbeiter!) gerichtet ist. Darum wird das neue Spiel von den deutschen „staats-erhaltenden“ Kreisen mit Hofianna begrüßt. Das sogenannte Sachverständigengutachten ist die Grundlage der Verhandlungen. Kapitalistische Sachverständige sind natürlich selbst die Kapitalisten, die unter amerikanischer und englischer Führung einen Plan der Wiederherstellung von Deutschlands Zahlungsfähig-

keit ausgearbeitet haben. Der Plan lautet: Wiederherstellung der deutschen wirtschaftlichen Einheit — d. h. die Franzosen müssen das Ruhrgebiet räumen — Kontrolle über die deutschen Zölle von seiten der Verbündeten, Kontrolle über die deutschen Eisenbahnen — und nach diesen Maßregeln kann man die deutsche Zahlung feststellen. Es handelt sich mit einem Wort um die Kolonisierung Deutschlands. In dieser großzügigen Unternehmung sind aber selbst die deutschen Kapitalisten Aktionäre. Sie wurden nach London eingeladen; sie fuchteln schon nicht mehr herum, weil ihr Anteil gesichert zu sein scheint. Die Geschichte geht aber nicht ganz glatt vor sich: einmal ist Frankreich widerpenftig, ein anderesmal England, wie es halt beim Ruhhandel gewöhnlich der Fall ist.

Ihre Widerpenftigkeit verschwindet aber, weil das deutsche, französische, belgische, englische Proletariat, in ihren kommunistischen Parteien in vollem Einklang erklärt: Es gibt nur einen Besiegten, — das sind die arbeitenden Massen der ganzen Welt. Heute handelt es sich sowohl um das deutsche, wie auch um das internationale Proletariat, und die Londoner Konferenz ist nur das Hinziehen, nicht aber die Heilung der Weltkrankheit. So paart sich zu der oben erwähnten „Tatsache“ Macdonalds eine ganze Reihe von ähnlichen „Tatsachen“, nicht am letzten Ende die Tatsache der immer tiefer bohrenden Gährung im Weltproletariat. Macdonalds „Tatsache“ ist nur gegenwärtig Tatsache, die proletarische Tatsache wird aber eine immerwährende Tat.



Die III. Weltkonferenz der Kommunistinnen (Frauenkonferenz).

(Третья всемирная конференция коммунисток.)

Von J. Frei.

Vom 11. bis zum 19. Juli tagte in Moskau die Konferenz der Kommunistinnen, die aus aller Welt hier zusammengekommen waren.

Es waren über hundert Delegatinnen mit beschließender und beratender Stimme zugegen, die Deutschland, Frankreich, Italien, Polen, England, Amerika, China, die Türkei, Rußland und andere Länder vertraten.

Seit dem Weltkrieg wird die Rolle der Frau im Wirtschaftsleben der kapitalistischen Welt immer bedeutender. Heute zählen die Arbeiterinnen in der Industrie nach Millionen. In Deutschland gibt es 9 Mill. Arbeiterinnen, in England drei Mill. usw. Somit ist es von der größten Wichtigkeit für die Arbeiterklasse, ob diese nach Millionen zählende Arbeiterin an den Kämpfen ihrer Klasse teilnehmen wird oder ob sie sich als williges Werkzeug der Kapitalisten gebrauchen lassen wird. Diese Arbeiterinnen haben keine besonderen speziell weiblichen Interessen, sondern sie sind ein Teil der Arbeiterklasse und haben die Interessen der

ganzen Klasse. Deshalb versammelten sich diese Kommunistinnen, um Wege und Mittel zu finden, die Arbeit unter den arbeitenden Frauen aller Länder zu verbessern und somit die kommende Weltrevolution zu unterstützen.

„O, Genossinnen, Genossinnen! Sie sind nicht als Frauen hierhergekommen, sondern als Kämpfer für die dritte kommunistische Internationale!“ — So begrüßte die mit grauem Silberhaarkrone alte Kämpferin, die Genossin Klara Zetkin, die Konferenz, und diese Leitworte haben sich auch im Laufe der ganzen Konferenz bekräftigt. Es wurde eine ganze Reihe von Berichten angehört und besprochen: es gab Berichte über die Lage der Frauen im Westen und fernen Osten, über die Genossenschaften (Kooperativen), über soziale Erziehung, über die Arbeit unter den Frauen in Rußland usw., und alle diese Fragen wurden von dem Standpunkte der Unterstützung der Weltrevolution behandelt und erledigt, d. h. im Interesse der arbeitenden Massen der ganzen Welt. Um die Arbeiten der Konferenz allseitiger und

besser zu beleuchten, muß eine Reihe von Artikeln über die einzelnen Fragen geschrieben werden, die auf der Konferenz verhandelt wurden, was ich auch zu tun bereit bin, da ich es für meine heiligste Pflicht rechne, alle Bäuerinnen und Arbeiterinnen und überhaupt alle arbeitenden Frauen über diese wichtigen Fragen aufzuklären. Vorläufig aber will ich nur den Beschluß beleuchten, der die Grundlage zu der ganzen Arbeit der Konferenz bildet und mit der III. Kommunistischen Internationale in Einklang gebracht war.

Dieser Beschluß (Resolution) spricht von der kommunistischen Arbeit unter den Frauen. Da diese Arbeit in verschiedenen Parteien noch nicht die ihr gebührende Stellung eingenommen hat, da diese Arbeit in den meisten Parteien von den Kommunistinnen selbständig geführt und von den Parteien nicht genügend unterstützt und geleitet wurde, so beschloß die 3. Konferenz zusammen mit der III. Kommunistischen Internationale (d. h. Vereinigung aller kommunistischen Parteien aller Länder der ganzen Welt), daß die Zentralen aller kommunistischen Parteien besondere Arbeitsorgane für die fortlaufende, planmäßige Arbeit unter den Frauenmassen zu schaffen haben, die durch die Autorität der ganzen Partei moralisch sowie auch materiell von ihnen unterstützt und geleitet werden müssen. Die Arbeit unter den Frauen ist enger mit der allgemeinen Parteiarbeit zu verknüpfen und muß hauptsächlich in den Betrieben und Gewerkschaften geführt werden. Das sind die wichtigsten Punkte dieser Resolution.

Am anderen Tage nach der Revolution wird der Aufbau des neuen Sowetstaates beginnen. Kann die Frau tatlos zurückstehen? In keinem Fall. Alle Kräfte der werktätigen Massen, somit auch die der Frauen, müssen angespannt werden, um die Revolution siegreich durchzuführen und den Aufbau des neuen Lebens in kommunistische Bahnen zu lenken. Und wenn dieses geschehen soll, so muß die Frau heute schon für ihre zukünftige Arbeit im neuen sozialistischen Staate vorbereitet werden.

Die revolutionäre Flut, die sich im Osten erhebt, wird sie nicht auch von der östlichen Arbeiterin getragen, die den Schleier vom Gesicht zieht, ihren Harem verläßt, in den Fabriken arbeitet und an den Klassenkämpfen teilnimmt? Alle diese Gründe verlangen eine besondere Aufmerksamkeit der kommunistischen Parteien zu den arbeitenden Frauenmassen.

Somit wird auch der Weg zu dieser Arbeit klar: erst in die Betriebe, in die Gewerkschaften, zu der Arbeiterin, dann zu der Bäuerin und in die Genossenschaften; denn es ist wichtig, daß im entscheidenden Moment die Bauernmasse die Bestrebungen der Arbeiter verstehen lernt und ihnen zu Hilfe kommt.

Dann muß auch der Weg zur Hausfrau, zur Frau des Arbeiters, den Beamtinnen, Lehrerinnen, Telegraphistinnen und allen arbeitenden Frauen gefunden werden, damit die Arbeiterklasse, die doch immer die Vorgängerin in allen Revolutionen ist, eine wirkliche Stütze und Mitkämpferin in den werktätigen Frauen bekommt. Dann ist der Sieg der Revolution in allen Ländern gesichert.



Normale Beziehungen mit Deutschland.

Der Konflikt mit Deutschland wegen des Ueberfalls auf unsere Handelsvertretung ist nun endlich beigelegt. Obzwar die Bourgeoisstaaten ihr Völkerrecht gewöhnlich als einen „Fetzen Papier“ behandeln, so mußte uns Deutschland doch völlige Genugtuung leisten, da es an den Beziehungen zwischen Deutschland und dem Sowetbund ökonomisch viel mehr interessiert ist als wir. Deutschland erkannte an, daß der Ueberfall eine grobe Einmischung der Polizei in die Regierungsangelegenheiten

ist. Deutschland entschuldigte sich und erkannte die Extraterritorialität unserer Handelsvertretung an. Der Leiter des Ueberfalls, Weiß, wurde seines Amtes enthoben.

In der Frage der Propaganda versprach unsere Regierung, die früher gegebenen Instruktionen zu bestätigen, jedoch ohne sich in die Privatbeziehungen der Angestellten der Handelsvertretung, der Kommunisten, zu der KPD einzumischen.



Die Stellung Lenins zum Weltkrieg.

(Отношение В. И. Ленина к мировой войне.)

Von J. Schmidt.

Zehn Jahre sind es nun, seit die Imperialisten Europas das Blutbad von 1914 mit seinen Millionenopfern und Milliardenunkosten anrichteten. Heute, nach zehn Jahren sehen wir, daß jener große Weltkrieg, der Krieg für „die Befreiung der kleinen Nationen“, der „letzte Krieg“, in Wirklichkeit nur erst den Anfang der imperialistischen Beuteteilung darstellt, daß solche Kriege noch kommen müssen und daß alle bourgeoisen Regierungen im stillen an der Herbeiführung des nächsten Krieges arbeiten und sich auf ihn vorbereiten und ausrüsten. Alle wichtigeren Neuerfindungen in der Frage des Menschenmordens, die 1914 angewendet wurden, sind Kinderspiele gegen die heutigen Kriegserfindungen, die in allen Staaten eingeführt werden. Deshalb ist es die wichtigste Aufgabe für das europäische Proletariat, die Taktik des Bolschewismus, die 1917 zur Oktoberrevolution führte, zu studieren, um sie in allen Fällen ihrer praktischen Arbeit anwenden zu können. Auch für uns in Rußland und besonders für unseren deutschen Volksgenossen, der noch sehr wenig von der Taktik Lenins weiß, ist es von großer Wichtigkeit, daß wir das Verhalten des Gen. Lenin zum Kriege studieren, damit wir uns in den verwickelten gegenwärtigen Verhältnissen zurechtfinden können.

Die ganze Nachkriegspolitik der Weltbourgeoisie ist nichts anderes, als ein Fortsetzen des Krieges „mit anderen Mitteln“. Gegenwärtig ist man noch mit der Beute „Deutschland“ beschäftigt, und wir wissen noch nicht, wohin man

seine räuberischen Blicke nachher wenden wird. Aber auch die Beuteverteilung in Deutschland stellt eine sehr große Gefahr für den Weltfrieden dar.

Zur Zeit des Kriegsausbruchs 1914 war die führende Partei der 2. Internationale die Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Und alle Proletarier richteten ihre Blicke erwartungsvoll auf diese Partei, welche Stellung sie in der Kriegsfrage einnehmen werde. Auch Gen. Lenin, der damals in einem weltvergessenen galizischen Dörfchen wohnte, war sehr besorgt um das Verhalten der deutschen Partei; denn als alter Kämpfer gegen den Opportunismus mußte er ganz genau, daß sie schon seit langer Zeit an dieser Krankheit leidet. Aber auch er sollte sich, nach dem Zeugnis des Gen. Sinowjew, über den wirklichen Zerfall und Verrat in der SPD irren. Er hatte ihr mehr zugeutraut, als sie geben konnte.

Nach den ersten Schritten der Partei zu der Zeit, als das deutsche Vaterland scheinbar noch nicht in dem Kriegsknäuel drinnen war, waren auch solche Annahmen über das künftige Verhalten der SPD ganz berechtigt; denn noch am 25. Juli 1914 schrieb der Parteivorstand in einem Aufruf: „... Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten darf dem Nachköpfe der österreichischen Gewalttäter, den imperialistischen Profitinteressen geopfert werden!“ Ja, noch am 31. Juli schrieb der „Vorwärts“: „... Durch Blut wollen sie (die deutschen Militaristen) waten, um sich für immer zu Herren des Volkes zu machen.“

Aber schon am 4. August fiel die ganze Herrlichkeit in den Dreck. Im Reichstag erklärte die Fraktion der Partei, die „keinen Tropfen Blut eines deutschen Soldaten den imperialistischen Profitinteressen“ opfern wollte: „Nicht für oder gegen den Krieg haben wir zu entscheiden, sondern über die Frage der für die Verteidigung des Landes erforderlichen Mittel.“ Und „... wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich“. Alle anderen sozialistischen Parteien folgten dem verlockenden Beispiel der deutschen Sozialdemokratie, und der große Vorkämpfer des Proletariats Franz Mehring mußte zusammen mit dem Gen. Lenin konstatieren: „Die Internationale ist zusammengebrochen“.

In der Zeit, als die deutsche Sozialdemokratie einen Sündenfall nach dem andern beging, wurde der große Revolutionär als „Kundschafter des Feindeslandes“ im österreichischen Gefängnis gehalten. Nach seiner Freilassung gab es alle Hände voll zu tun, um erst wieder die Fühlung mit dem russischen Proletariat zu bekommen, um die eigene Parteipresse einzurichten; denn die Sozialverräter lehnten es auch in den neutralen Staaten mit Geringschätzung ab, „die anarchistischen Ansichten“ eines Häufleins wahnwitziger, vaterlandsverräterischer Emigranten zu drucken, die gegen die ganze Welt ankämpften und die anerkanntesten Führer der II. Internationale des Verrats an den Interessen des Proletariats beschuldigten. Erst am 1. November 1914 konnte die erste bolschewistische Zeitung herausgelassen werden.

(Schluß folgt.)



Unsere Hilfsarbeit.

(Помощь пострадавшему населению.)

Von J. Schwab.

In Nr. 14 „Unserer Wirtschaft“ bringt Genosse P. G. einen Artikel mit der Überschrift: „Unsere Republik im Kampfe mit den Folgen d.r. Missernte“, in dem er von den Maßnahmen spricht, die die Regierung unserer kleinen volksgedeutschen Räte-Republik in diesem Kampfe anwendet.

Die Stellung unserer Partei zum Krieg hatte sich aber schon lange vorher geklärt. Ja, man kann sagen, daß unsere Partei die einzige war, die die Resolutionen der 2. Internationale gegen den Krieg in ihrer praktischen Tätigkeit verwirklichte, die durch ihre Fraktion in der Reichsduma gegen die Kriegskredite stimmte, die ein Manifest gegen den imperialistischen Krieg erließ, worin zum ersten Mal der Gedanke klar formuliert war, daß der imperialistische Krieg in einen Bürgerkrieg umgewandelt werden müsse. In diesem Manifest gibt die Zentrale unserer Partei der ganzen Welt ihren Standpunkt folgendermaßen kund:

„... Je größer die Opfer des Krieges werden, desto klarer wird der Verrat der Opportunisten an der Arbeiter Sache und die Notwendigkeit, die Waffen gegen die eigene Regierung, gegen die eigene Bourgeoisie eines jeden einzelnen Landes zu wenden.“

Die Verwandlung des gegenwärtigen imperialistischen Krieges in einen Bürgerkrieg ist die einzig richtige proletarische Lösung, die durch die Erfahrungen der (Pariser) Kommune und die Baseler (1912) Resolution (der Zweiten Internationale) vorgezeichnet ist und aus allen Verhältnissen des imperialistischen Krieges zwischen hochentwickeltesten kapitalistischen Staaten hervorgeht. Wie schwer auch diese Verwandlung in diesem oder jenem Augenblick sein möge, die Sozialisten werden sich nie von einer systematischen hartnäckigen und unabwiesbaren Vorarbeit in dieser Richtung losjagen, sobald der Krieg Tatsache geworden ist.“

früchte, des Futters und der Viehweide als schlecht bezeichnen mußte, so können wir heute feststellen, daß in manchen Hinsichten sichtliche Besserung nach den niedergegangenen Regen eingetreten ist. Die Viehweide hat sich um vieles gebessert, und die Hackfrüchte, besonders die Kartoffeln, versprechen eine wohlbefriedigende, mancherorts sogar eine gute Ernte. Dieser Umstand hat naturgemäß seine günstigen Folgen in unserer weiteren Hilfsarbeit. Wir können ohne jegliche Zweifel fest behaupten, daß die sogenannte philantropische Hilfe, die wir in unserem ersten Plan vorgesehen hatten, dadurch bedeutend verringert werden kann. Doch will ich durch diese Behauptung die Not und Schwere der Lage absolut nicht verringern. Nein! Die Lage ist und bleibt auch jetzt noch überaus ernst, und die Notwendigkeit der Hilfe für die Bauernwirtschaften besteht weiter. Als eine unserer Hauptaufgaben muß die Erhaltung unseres Viehbestandes betrachtet werden, ebenso auch die Bestellung der sämtlichen vorjährigen Winteraussaatfläche. Wir beanspruchten von der Zentralregierung in Moskau 800 Tausend Rub Samen und bekamen 837 Tausend Rub. Neben diesem machten wir noch eine neue Forderung auf 60 Tausend Rub zwecks Erweiterung der Aussaatfläche. Hoffentlich bekommen wir auch diese. Die ersten Partien laufen schon ein und sind auch schon teilweise unter die Dörfer verteilt. *) Zur Erhaltung unseres Viehes bekamen wir 900 Tausend Rub. langfristige prozentlose Darlehen. Gegenwärtig sind wir mit der Verteilung dieser Summe unter die Kantone beschäftigt. Kredite werden diejenigen Bauernwirtschaften bekommen, die nicht mehr als 5 Pferde und Kühe haben. Diese Darlehen werden teilweise unmittelbar in die Wirtschaft abgelassen werden, und teilweise wird die landwirtschaftliche Kooperativvereinigung Futter, hauptsächlich Heu, fertigstellen. Unterstützung bekommt sowohl die kooperierte, als auch die nichtkooperierte Bevölkerung.

In den nächsten Tagen schließen die Kooperativvereinigungen unserer Republik mit den Zentral-Kooperativ-Vereinigungen in Moskau einen Vertrag ab, um dann zum Ankauf von

*) Gegenwärtig sind etwa 250 Tausend Rub Roggen Saat angekommen und unter die einzelnen Dörfer verteilt.

Die Red.

Vieh hier in unserer Republik zu scheitern, damit die Bauern auch in dieser Frage nicht mehr von den Marktspekulanten abhängen werden, sondern wissen, daß sie das Vieh, das sie nicht durchwintern können, in ihren Dorflooperativen für menschliche Preise verkaufen können. Nach diesen Verträgen bekommen unsere Kooperativvereinigungen Geld vorgestreckt und haben das angekaufte Vieh entweder lebend oder als Fleisch abzuliefern.

Zur Durchführung von meliorativen, gemeinschaftlichen Arbeiten sind uns an 2 Mill. Rub. zugesagt, wovon wir vorläufig für Monat August 113 Tausend Rub. bekommen haben. Bei diesen Arbeiten wird manche notleidende Familie ihr Brot verdienen können.

Ferner wurden uns zur Versorgung und Unterstützung der obdachlosen Kinder 500 Tausend Rub. bestimmt. Für die Monate August und September haben wir für diese Zwecke 21 Tausend Rub. erhalten. Unsere Forderung auf Erhaltung von Krediten für die Hausindustrie wurde anfangs abgelehnt. Jedoch auf der letzten Sitzung der Kommission des Gen. Rykow (in Moskau) wurde der Allr. Volkswirtschaftsrat beauftragt, einen Plan vorzustellen, wie alle Hausindustriellen in den von der Misere betroffenen Gebieten, insbesondere die Sarpinka-Weber unserer Republik, mit Arbeit zu versorgen wären. Hoffentlich werden wir in Bälde eine für uns günstige Entscheidung auch in dieser Frage in Moskau zu erwarten haben. Auf eine wichtige Frage sei hier noch hingewiesen. Das Volkskommissariat für Landwirtschaft unserer deutschen Republik hat mit dem Volkskommissariat für Landwirtschaft der RSFSR einen Vertrag abgeschlossen, laut dem das letztere unserer Republik Geld zum Ankauf von Selektionsamen zur Frühjahrsaussaat vorstreckt. Aus dem Obenangeführten ist ersichtlich, daß das Zentrum in Moskau uns allseitig mit Hilfe entgegenkommt. Jetzt ist an uns hier die Reihe, diese Hilfe aufs schnellste, sorgfältigste und gerechteste zu verteilen und anzuwenden. Wollen hoffen, daß mit Aufwand aller Kräfte und Energie unsere Regierung dieser Aufgabe gerecht werden wird. Wollen hoffen, daß wir in geschlossenen Reihen auch aus dieser schweren Lage und Prüfung als Sieger hervorgehen werden.

Die Grundzüge des Landkodexes der RSFSR.

(ОСНОВНЫЕ ПОЛОЖЕНИЯ ЗЕМЕЛЬНОГО КОДЕКСА РСФСР.)

Von E. P.

(Fortsetzung.)

3.

Die praktische Verwirklichung des Nutzungsrechtes geschieht innerhalb des Bauernhofes und in aus den Bauernhöfen zusammengesetzten Gemeinden. Besprechen wir erst die wirtschaftlich-rechtliche Natur des Bauernhofes, um aus ihm den Bestand und die Rolle der Gemeinde näher untersuchen zu können.

Nach § 65 wird der Bauernhof als Familienarbeitsgemeinschaft von Personen betrachtet, die gemeinschaftlich Landwirtschaft treiben. Der Hof kann auch aus einer unverheirateten Person ohne Unterschied des Geschlechtes bestehen. Mitglieder des Bauernhofes sind demnach sämtliche Personen — die Minderjährigen und Jugendlichen auch miteinbegriffen —, die an der Führung der Landwirtschaft im Bestande eines Hofes teilnehmen. Jene Personen, die infolge ihrer Bürgerpflichten verhindert sind, an der Arbeit des Hofes teilzunehmen, z. B. infolge des Militärdienstes oder der Wahl auf irgendeinen Sowetposten, verlieren ihre Rechte unter keinen Umständen.

Der Bestand des Hofes wird infolge der Geburt von Nachkommen der tatsächlichen Mitglieder, Heirat oder Aufnahme von neuen Mitgliedern vergrößert; vermindert wird er durch die Ausscheidung oder durch Todesfälle. Wenn Personen aus einem Bauernhofe ausscheiden, so verlieren sie das Nutzungsrecht des Bodens in jenem Hofe, wo sie sich früher befanden, bekommen es aber im Bestande des Hofes, wohin sie aufgenommen wurden.

Das Bodennutzungsrecht, das Recht auf Gebäude, lebendes und totes Inventar gehört allen Mitgliedern des Hofes ohne Unterschied des Geschlechtes und Lebensalters. (§ 67.)

Um Mißverständnissen vorzubeugen, untersuchen wir den wahren Inhalt und die praktische Anwendung dieser Gesetzesverfügung. Viele sind nämlich beim Lesen dieser Zeilen geneigt, diese Gesetzesbestimmung falsch auszulegen. Man nimmt an, daß bei Aufteilung des Hof-

vermögens die Gesamtsumme des Inventars, der Gebäude und anderer Habseligkeiten mit der Anzahl der Hofmitglieder zu teilen sei und das Ergebnis dieser Rechnungsoperation den Anteil des einzelnen Hofmitgliedes darstelle. Nichts ist oberflächlicher und falscher als diese Ansicht. Die obenangeführte Gesetzesbestimmung besagt nicht im geringsten, daß ein Kind, das an der Wirtschaftsführung noch keinen Anteil genommen hat einen Anspruch auf jene Vermögensmenge hätte wie ein Erwachsener, der sein ganzes Leben bemüht war, den Wohlstand der Wirtschaft zu heben. Nicht im geringsten! Die rechtliche Gleichstellung der Hofmitglieder bedeutet nur soviel, daß einzelne Hofmitglieder des Hofes der Willkür des Ältesten nicht ausgesetzt sind. Bei einer praktischen Aufteilung des Vermögens wird die Zeit, die das einzelne Mitglied im Hofe verbracht hat, berücksichtigt. Das Gesetz selbst sorgt dafür, daß Vermögen persönlicher Natur aus dem Gemeinbesitz des Hofes ausgenommen wird. § 77 sagt nämlich ausdrücklich, daß das Vermögen, das offensichtlich oder nachweisbar aus den persönlichen Mitteln des Hofmitgliedes angeschafft wurde oder das nach dem örtlichen Gebrauch als persönliches Eigentum angesehen wird, keinem Verteilungszwang unterliegt.

Nachdem die juridische (rechtliche) Natur des Hofes derart aufgebaut ist, daß sämtliche Mitglieder ein vom Gesetze fest umgrenztes Recht haben, fragt es sich, wer ist der Vertreter des Hofes, der all jene Rechts- und anderen Geschäfte, die den Hof angehen, abschließt und erledigt?

Es wäre nämlich sehr umständlich und schwerfällig, wenn beim Abschluß eines Kaufes oder Verkaufes alle Mitglieder des Hofes heranzuziehen wären. Ein solcher Umstand würde allerdings zu einer ewigen Quelle der Unsicherheit und des Bürokratismus. Nun sieht aber § 68 vor, daß als Vertreter des Hofes von Gesetzeswegen der sogenannte Hauswirt oder die Hauswirtin angesehen werden, denen die Leitung der Hofangelegenheiten gewöhnlich obliegt. Diese

Vertretung ist demzufolge eine sogenannte gesetzliche Vertretung und ersetzt eine jegliche schriftliche Vollmacht. Wird z. B. ein Vermögensteil des Hofes verkauft, so ist die Handlung des Hauswirtes, bei uns gewöhnlich des Ältesten, des Vaters usw., als rechtsgültige Handlung anerkannt. Dieser Umstand schränkt Rechte und Pflichten der übrigen Hofmitglieder keinesfalls ein; sie bestehen weiter, können aber der anderen vertragschließenden Partei gegenüber nicht geltend gemacht werden, sondern ausschließlich dem Hauswirt gegenüber. In der Gerichtspraxis unseres Obergerichtes war ein Fall, welcher diese Lage genügend beleuchten kann. Der Hauswirt (Vater) verkaufte sein Haus an einen Mitbürger. Der Kauf wurde von dem Notarius erledigt, und nach dem Erachten des Gerichtes trug er keinen Wuchercharakter. Ein volljähriger Sohn focht das Rechtsgeschäft noch bei Lebzeiten des Vaters an, weil es ohne seine Einwilligung abgeschlossen wäre. Das Gericht sagte ihm ab, weil der obenangeführte § 68 keine andere Auslegung zuläßt. Es wäre freilich anders gekommen, wenn der Vater schon gestorben wäre und der Vertrag nicht notariell bestätigt, vielleicht auch ein Wuchervertrag gewesen wäre.

Der Hauswirt ist verpflichtet, die Angelegenheiten des Hofes sorgfältig und gewissenhaft zu führen. Sollte seine Tätigkeit den Zerfall des Hofes nach sich ziehen, so wird er auf Erklärung der Hofmitglieder und Gutachten des Dorrates vom Kreis- (bei uns Kanton-) Vollzugskomitee seines Amtes enthoben. Sollten aber im Bestande sich nur Minderjährige befinden, so ist der Dorirat verpflichtet, einen Vormund zu ernennen. Die Rechte und Pflichten der einzelnen Mitglieder sind aber nicht nur im allgemeinen vorgeschrieben, unser Kodex unierstreicht ausdrücklich, daß der Hof in solchen Fällen, wo Vermögensverpflichtungen aus den Handlungen der einzelnen Mitglieder herrühren, keinesfalls haftet, wenn auch diese Handlung vom Hauswirt begangen wurde. Bei der konkreten Entscheidung ähnlicher Fälle kommt in Betracht, ob die betreffende Handlung dem ganzen Hofe zugute kam oder nicht, und nach allseitiger Beleuchtung und Klärung dieser Hauptfrage kann eine entsprechende Gerichtsverfügung getroffen werden.

Hat z. B. ein Mitglied des Hofes ohne Wissen der anderen Holz gestohlen und ver-

kauft, so ist nur er und sein Vermögensanteil in der Frage des Schadenersatzes verantwortlich; kam aber das Gestohlene dem ganzen Hofe zugute (es wurde im Hofe verbraucht oder verkauft, das Geld aber in der Wirtschaft des Hofes angewendet), so ist der Hof als solcher haftpflichtig usw.

Jetzt, da wir die rechtliche Natur des Bauernhofes auseinandergesetzt haben, bleibt noch die wichtige Frage bezüglich jener Gesetzesbestimmungen, die die Verteilung der Höfe berühren. Unter dieser Verteilung versteht § 73 sowohl die Verteilung der einzelnen Bodennutzungsarten, wie auch des Vermögens, welches sich im gemeinsamen Besitz des ganzen Hofes befindet. Die Ausnahme — das Schicksal des persönlichen Vermögens — wurde schon oben behandelt; es erfordert daher keine weitere Erörterung. Die Verteilung soll laut diesem § sämtliche Mitglieder des Hofes ohne Unterschied des Geschlechtes und Lebensalters umfassen

Die allgemeine Voraussetzung ist vom Gesetze vorgesehen: Bodennutzungsverteilung wird nur dann zugelassen, wenn die Bildung von neuen, selbständigen Höfen möglich ist. Das Gesetz sieht in §§ 85—89 jene Fälle vor, in denen die Bodenverteilung verboten ist, weil sie nur zur außerordentlichen und wirtschaftswidrigen Zerstückelung des Bodens führen würde. Da aber unsere Republik dieser Gefahr nicht ausgesetzt ist, wollen wir bei dieser Frage nicht länger verweilen; in diesen Fällen ist ausschließlich die Vermögensverteilung zulässig.

Obzwar das Gesetz die gleichen Rechte der einzelnen Hofmitglieder nachdrücklich betont, steht nicht einem jeden Mitglied das Recht zu, Vermögens- und Bodennutzungsverteilung zu verlangen. § 75 spricht von jenen, denen kein Recht zusteht, eine Verteilung zu verlangen; es sind: a) Personen, die das 18. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, b) Personen, die im Laufe von zwei Perioden von Samenwechsel und in Ermangelung einer richtigen Samenwechselperiode mehr als 6 Jahre lang mit ihrer Arbeit oder ihren Mitteln an der Wirtschaftsführung keinen Anteil genommen haben. Selbstredend wird in diese Zeit die Dauer des Militärdienstes, des Dienstes insolge Mobilisation und Wahl auf Sowetposten nicht eingerechnet, so daß diese Kategorien als tatsächliche, aktive

Hofmitglieder zu betrachten sind. Bei jeder Verteilung wird eine Liste zusammengestellt, die die wichtigsten Bestimmungen enthält und die vom Kreisvollzugskomitee (bei uns Kantonsvollzugskomitee) registriert wird. Streitfragen, die auch das Bodennutzungsrecht betreffen, werden von den betreffenden — bei uns den kantonalen — Landabteilungen verhandelt. Vermögensstreite werden vom Volksgericht geschlichtet. In der letzten Zeit gibt es eine Strömung, die sämtliche Streitfragen ähnlichen Charakters den Volksgerichten übergeben will, und dieser Standpunkt wird höchstwahrscheinlich in der nächsten Zukunft die Oberhand gewinnen.

Die rechtliche Stellung der Verteilungsfrage, der allumfassende Zusammenhang der

Gesetzesbestimmungen löst mittelbar zwei Fragen. Die erste bezieht sich darauf, daß auch jene Personen, die den Hof mit Mitteln unterstützen, aber selbst nicht in der Wirtschaft arbeiten, als Hofmitglieder zu betrachten sind. Darüber läßt der schon erwähnte § 75 keinen Zweifel aufkommen. Die zweite Frage, die hier aufsteht, besagt uns, daß es im Bauernhofe keine Erbschaftsangelegenheiten im gewöhnlichen Sinne des Wortes gibt. Wenn §§ 66—67 bestimmen, daß das Hofvermögen Gemeinbesitz des Hofes darstellt, so muß dieses Vermögen auch im Todesfalle der einzelnen Mitglieder im Bestande des Hofes verbleiben. Erbschaftsgegenstand kann nur das sogenannte und oben ausführlich gekennzeichnete persönliche Vermögen des verstorbenen Hofmitgliedes sein.

(Fortsetzung folgt.)



Wann ist in unseren Wolgakolonien der russische Gemeindebesitz mit seinem Seelenystem eingeführt worden?

(Когда в наших поволжских колониях был введен русский мир с его душевой системой?)

Von J. C.

(Schluß.)

Zurück in die kontorlose Zeit von 1782 bis 1797 führen uns diese Anfänge, als die Kolonien der Expedition des Dekonomiedirektors (экспедиция директора домоводства) unterstellt waren, deren Chef in all diesen Jahren der Dekonomiedirektor Ogarew gewesen ist. Die Kolonisten rühmen diesem Mann nach, daß er ihnen in der Führung der Landwirtschaft viele guten Ratschläge gegeben, die Beschaffenheit des Bodens untersucht, die Einteilung der Felder angeordnet und für die Aussaat der verschiedenen Früchte je nach der Beschaffenheit des Bodens und zur gehörigen Zeit Sorge getragen habe. Dieser Dekonomiedirektor war der Mann, der dem russischen Mir mit seinem Dusch- und

Dreifelderystem zuerst den Weg in die deutschen Wolgakolonien gebahnt hat.

Von seiner Zeit an vollzieht sich in unseren Kolonien eine allmähliche Entwicklung zum russischen Mir hin, wie das auch aus dem Kontorbericht von 1816 hervorgeht. Das immer mehr Eingang findende Duschsystem zieht auch eine neue Steuerordnung nach sich, und diese wiederum bürgert das Duschsystem in den Gemeinden immer mehr ein. Bis zum Jahre 1813 war die zu entrichtende Steuer von der Regierung nach der Zahl der Arbeiter (vom 16. bis 60. Lebensjahr) berechnet, vonseiten der Gemeinden aber nach der Zahl der Dessjatinen unter sich verlegt worden. Auf Wunsch der

Gemeinden oder durch Vereinbarung mit ihnen trat 1813 anstelle dieses Verfahrens die Verteilung und Erhebung der Steuern nach der Revisionsseele, die sog. Kopfsteuer. Auf die Steuerzahlung nach der Zahl der vorhandenen Revisionsseelen mußte naturgemäß das Seelenlandsystem folgen.

So war also das Ergebnis dieser agrarwirtschaftlichen Evolution in unseren Kolonien, die in keiner Weise von der Regierung behindert wurde, das gänzliche Abstoßen des Agrargesetzes von 1764 und der Uebergang zum russischen Mir und Seelenlandsystem. Dieses Endergebnis wurde nach der im Winter 1815/16 erfolgten 7. Revision*) vom Saratower deutschen Kontor für alle Kolonien offiziell sanktioniert und im Frühling 1816 das Land in den meisten Kolonien unter alle männlichen Seelen der eben erst stattgehabten 7. Revision verteilt. Wir sagen: in den meisten Kolonien, denn der Oberrichter Kropotow schreibt in seinem Bericht von 1816: „делаж земли по душам, ныне во многих колониях существующий“. Und Bonwetsch, dessen Gewährsmann wohl der Nationalökonom Кеуßлер**) ist, berichtet die auffallende Tatsache, daß es noch in den 30-er Jahren des 19. Jahrh. Kolonien gegeben habe, die die Verteilung des Bodens nach Wirtschaftsfamilien beibehalten hätten, allerdings ohne diese Kolonien zu nennen.

Und nun teilen wir zum Schluß das mehrerwähnte alte Schriftstück — seines großen Wertes für den Historiker wegen in russischer Sprache, in der es abgefaßt ist, samt den Einleitungs- und Schlußworten von Belizyn (S. 267 ff.) mit:

Все без исключения Приволжские колонии, отступив от установленного законом 19 марта 1764 г. подворного принципа землевладения, перешли к общинной форме пользования своей землей. Причины и мотивы такой перемены, как видно из дел архива конторы опекуства, были следующие:

*) 1811 war dieser eine partielle, nur in den Kolonien veranfaltete Revision vorangegangen.

**) Кеуßлер. Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Rußland. 3 Bde. Wiga und Petersburg 186—87.

Der selbe. Das Grundbesitzrecht in den deutschen Kolonien Südrußlands. Russ. Revue. XXIII (1888) S. 385—436.

„Первая причина отступления от сих правил подворного пользования землею“, говорится в отношении конторы опекуства иностранных от 20 ноябр. 1816 г. „была, с одной стороны, невозможность наделить каждого хозяина в 30 десятинном участке всеми угодьями, почему взамен и для искусственного разведения недостающих, намежевана была порожня земля с округлою на цело селение межою, а не врозь, на каждое семейство; с другой стороны — неумение поселенцев разводить такие угодья, а может статься неблагоприятство тому здешнего малодождного климата и солонцеватость почвы. И так, поселенцы в необходимости пользоваться настоящим стали делить пашенную и доставшуюся природную покосную землю так, чтоб каждый, имеющий право участвовать в ней, получал свой пай — в хороших, посредственных и худших местах, а выгоном и лесом, где оный есть, положено пользоваться общественно.

Вторая причина состоит в скором размножении колонистов, от которого отцы больших семейств ощущали великий недостаток в земле, между тем, как малосемейные, имевшие равные с ними участки, не в силах были оные обрабатывать, в уважение чего тогдашний директор экономики учредил дележ земли по душам, ныне во многих колониях существующий и, вероятно, по всем колониям не распространенный потому только, что часть из них, будучи смежны с казенными землями, пользовались оными из оброка или самовольно. Сим самым и объясняются выгоды или отступления вместе с неудобствами или, определеннее сказать, невозможностью ныне следовать по тем правилам, если, напр., принудить хозяев какой бы то ни было колонии разделить свою дачу так, чтобы каждый из них имел свой неперемный участок, то одним из них достанется весь лес, другим — покос и т. д. а разведению искусственных угодий успех здесь крайне сомнителен. Если же учредить, чтобы дележ земель, какой ныне имеет место и каждому дает участие во всех угодьях, но произведен был однажды навсегда, в каком случае каждый хозяин действительно будет иметь свои разных угодий неперем-

ные участки, то опять повстречается неудобство в расуждении прибылых душ, ибо хотя ныне некоторые колония делают опекунские дачи между одними коренными хозяевами, но прибылые получают за то участки в прибрежных казенных землях, которые однакож со временем вступят в непременные колонии; даже и тогда будущие прибылые души останутся без земли и хлеба."

Die Folgerung Welizyns aus diesem Schriftstück: „таким образом, начиная с 1816 г. колонисты пользуются общинным землевладением с периодическими переделами“ — bedarf inbezug auf die angezeigte Jahreszahl 1816 nach unseren obigen Ausführungen einer Einschränkung.

In deutscher Sprache lautet das alte Aftenstück: Der erste Grund für das Abweichen von der hofweisen Nutzung des Landes bestand einerseits in der Unmöglichkeit, jedem Wirt Ackerland, Wald- und Wiesenanteile an einem einzigen Stück Land von 30 Dessj. zuzuteilen, weshalb als Ersatz und zu künstlicher Kultivierung des Fehlenden freies Land für die ganze Gemeinde in einer fortlaufenden Flur, nicht aber hie und da zerstreut, je einen Anteil für jede Familie besonders hingemessen wurde; andererseits — in der Unfähigkeit der Ansiedler, solche Wald- und Wiesenflächen anzubauen und zu kultivieren, möglicherweise auch in der Ungunst des hiesigen regenarmen Klimas und des allzu großen Salpetergehalts des Bodens für solche Kulturarbeiten. In die Notwendigkeit versetzt, das Vorhandene benutzen zu müssen, fingen die Ansiedler deshalb an, das Ackerland und die Heuschläge in der Wiese zu verteilen, daß jeder dazu Berechtigte seinen ihm gebührenden Anteil an den guten, den mittelmäßigen und schlechten Stellen erhielt, Weide und Wald hingegen entschied man, gemeinschaftlich zu benutzen.

Den zweiten Grund bildet die schnelle Vermehrung der Kolonisten, wodurch die Väter

zahlreicher Familien großen Mangel an Land verspürten, während die Väter kleiner Familien, die mit den ersteren gleichgroße Landstücke innehatten, nicht instande waren, solchen zu bearbeiten, weshalb der damalige Dekonomiedirektor die Teilung des Landes nach Seelen anordnete, die heutzutage in vielen Kolonien besteht und die aller Wahrscheinlichkeit nach nur deshalb nicht in allen Kolonien Eingang gefunden hat, weil ein Teil von ihnen durch ihre Grenzbarschaft mit Kronsländereien diese letzteren pachtweise oder auch gar eigenmächtig in Nutzung nahm.

Hiermit lassen sich auch die Vorteile oder Abweichungen samt den Unbequemlichkeiten oder, bestimmter gesagt, die Unmöglichkeit erklären, gegenwärtig nach der Regel zu handeln, die Wirte irgend einer Kolonie zwingen zu wollen, ihr gesamtes Gemeindeländ in der Weise zu verteilen, daß jeder von ihnen seine Landanteile in einem ihm für immer verbleibenden Grundstück besitze; denn in diesem Fall bekümmen die einen den ganzen Wald, die andern den Heuschlag usw., indessen der künstliche Anbau von Wald und Wiesenflächen sehr fraglich bleibt. Wollte man aber die Landverteilung, wie sie gegenwärtig gebräuchlich ist und jedem Anteil an allen Bewirtschaftungsflächen gewährt, ein für allemal und für immer durchführen, so würde in diesem Fall jeder Wirt allerdings seine bestimmten und ihm bleibenden Land-, Wiesen- und Waldanteile besitzen; aber es entsteht wieder die Schwierigkeit wegen der später hinzukommenden Seelen: denn wenn gegenwärtig einige Kolonien die Tutelgrenzen auch nur unter die Stammwirte verteilen, so erhalten die neuhinzukommenden Seelen doch dafür Landanteile von dem hinzugemessenen Kronsländ, diese jedoch verwandeln sich mit der Zeit in bleibende, und dann werden die zukünftig neuhinzukommenden Seelen doch wieder ohne Land und ohne Brot bleiben. . . "



Die Hausindustrie in den Wolgakolonien.

(Кустарная промышленность в колониях Поволжья.)

Von W. Sjurjukin.

(Schluß.)

Ganz gesetzlich und logisch berechtigt sind nun die Fragen: erstens, welche Ursachen die Einführung des Kleingewerbes bei uns bestimmten und auf ihre weitere Entwicklung einwirkten, und zweitens, ist es lebensfähig und wie wird sich sein Schicksal in der nächsten Zeit, mindestens in den nächsten ein—zwei Jahrzehnten, gestalten. Diese Fragen sind von großer Wichtigkeit und verlangen unverzüglich eine erschöpfende Antwort; denn von der richtigen Lösung dieser Fragen hängen die rechtzeitigen Maßnahmen und die Richtlinie für die künftigen großzügigen Organisationsarbeiten ab, sowie auch das Gelingen der guten Sache und ihr Nutzen für den Handwerker und die Volkswirtschaft im ganzen.

Mit dieser Frage wollen wir uns nun beschäftigen. Dabei muß vor allen Dingen festgestellt werden, daß sich die Hausindustrie in der Nachkriegszeit viel schneller entwickelt als vor dem Kriege.

Die Hausindustrie wird wenigstens noch in den nächsten zehn, zu anzüg Jahren eine viel bedeutendere Rolle spielen als vor dem Kriege; denn die Großindustrie entwickelt sich viel langsamer als die Kleingewerbe, was aus folgenden Zahlen zu ersehen ist: von 1920 bis 1922 hob sich die Produktion der Großindustrie von 67 auf 87 Mill. Goldrubel (16,8 Proz.) während sich die Hausindustrie in ebenderselben Zeit von 64 auf 122 Mill. Goldrubel oder auf 100 Proz. hob. („Экономич. Жизнь“.)*)

Das bezieht sich jedoch hauptsächlich auf die Sarpinkaindustrie und ist für die anderen Hausindustriezweige weniger maßgebend. — Als die Hauptursachen, die die Hausindustrie nicht nur ins Leben riefen, sondern auch ihre Weiterentwicklung fördern, sind die Schwierigkeiten, ja oft die Unmöglichkeiten für die Bauernschaft, von ihren landwirtschaftlichen Einnahmen zu existieren und außerdem alle Steuerauflagen zu zahlen. Ein besonders

*) Diese Zahlen sind nur dadurch zu erklären, daß der Autor die Ergebnisse der ersten 1½ Jahre der neuen ökonomischen Politik anführt. In der letzten Zeit hat sich das Verhältnis zwischen Kleingewerbe und Großindustrie bedeutend zugunsten der letzteren verändert. Die Red.

klares Bild bekommen wir, wenn wir den Solotojer Rayon beobachten (die ehemaligen Kreise Achmat, Solotoje, Waulino und and. wo die Bauern nur ganz kleine Landanteile besaßen und wo das Land teilweise noch untauglich ist). Etwas besser stand es in den Kreisen der ehemaligen Apanagenbauern, **) die mehr Land bekommen haben. Aber auch diese können nicht ohne Zuschußverdienst auskommen. Auf der Suche nach Arbeit durchwanderte ein Teil der hiesigen Bevölkerung große Strecken Rußlands; andere wanderten nach Amerika aus usw. Wie schon erwähnt, war der Druck der Not auch die Hauptursache zur Verbreitung der Hausindustrie, die immer noch einige Vorzüge vor dem Arbeitsuchen mit seinem zufälligen und bunten Verdienste hatte.

Ueberhaupt muß hervorgehoben werden, daß der Ueberschuß der Landbevölkerung als die Hauptursache der schnellen Entwicklung und Verbreitung der Hausindustrie anzusehen ist. Dieses bezieht sich auch auf die dichtbevölkerten Rayone der deutschen Bevölkerung von Marxstadt, Balzer und überhaupt auf die Kolonien, die in unmittelbarer Nähe der Wolga liegen.

So war die Lage vor der Oktoberrevolution, die durch die Sozialisierung des Landes in ganz Rußland einschneidende Veränderungen hervorbrachte. Jedoch in unserer Gegend — ohne Großgrundbesitzer und irgendwelche bedeutenden Vorräte an Kronsländereien in greifbarer Nähe zu den starkbevölkerten Rayonen — konnte auch die Revolution keine gründliche Umgestaltung der Landverhältnisse hervorrufen. Der Landbesitz der landarmen Gemeinden konnte entweder gar nicht oder nur um ein Geringes, häufig auf Kosten anderer Gemeinden, die verhältnismäßig mehr Land besaßen, vermehrt werden. Da nun aber während des Krieges und der ersten Revolutionszeit die auswärtigen Verdienste immer spärlicher wurden, so sammelten sich in den Dörfern eine Menge solcher Landnutznießer an, die

**) Bauern, die den fürstlichen Häusern zu eigen gehörten und für den Unterhalt der Mitglieder des Kaiserhauses und dessen Verwandtschaft Sorge zu tragen hatten.

früher kein Land besaßen, nun aber auf Landanteile Anspruch erhoben, so daß vielerorts die Landanteile nach der Revolution zweifellos kleiner wurden als früher.

Also bleibt auch nach der Revolution die Ursache der landwirtschaftlichen Ueberbevölkerung, wenn auch in leichterer Form, bestehen und treibt einen beträchtlichen Teil der hiesigen Landbevölkerung zur Beschäftigung mit diesem oder jenem Zweig der Hausindustrie.

Dazu kommen nun noch die Verheerungen, die der Hunger angerichtet hat. Nach dem Hungerjahr 1921 stehen auf der Bergseite unserer Republik 45,3 Proz. aller Wirtschaften und auf der Wiesenseite sogar 56,5 Proz. ohne Arbeitsvieh, 21,2 Proz. und 23 Proz. besitzen ein Stück Arbeitsvieh, 18,5 Proz. und 12,1 Proz. zwei, und nur 7 Proz. und 4,3 Proz. der Wirtschaften besitzen 4 und mehr Stück Arbeitsvieh (P. Schlegel. Die Lage unserer Landwirtschaft).

Auf 1 Wirtschaft kam Arbeitsvieh :

	1916	1923
Pferde	2,83	0,61
Rindvieh	3,42	1,46
Schafe u. Ziegen	5,96	1,95
Schweine	2,36	0,32

Im Jahre 1923 mußte ein Stück Arbeitsvieh 7,6 Dessj. bearbeiten, 1916 nur 3,6 Dessj.

Alles dieses zusammen mit der Zerstörung der Gebäude, dem Mangel an Kleidung usw. muß selbstredend die Entwicklung der Hausindustrie im stärksten Maße beeinflussen. In Wirklichkeit sehen wir auch gegenwärtig eine große Verbreitung der Hausindustrie in unserer Republik. Korbflechter arbeiten nach Angaben des Verbandes 3500, im Sarpinskojuss allein sind schon etwa 3000 Weber vereint. Hier fehlt es nur an Garn, um das Weberhandwerk weiter zu verbreiten. Und es entwickelt sich wieder das alte System der Hausarbeit für das private Handelskapital, worauf große Aufmerksamkeit gelenkt werden muß. Das System der Hausarbeit findet große Anwendung in dem Balzerer und Solotojer Rajon.

In den deutschen Dörfern blühen wieder allmählich die anderen Handwerke, wie die Wagenmacherei, die Puzmaschinenbauerei, das Strohflechten usw., auf, welche bisher wegen ungünstiger Entwicklungsmöglichkeit (das Fehlen des Absatzes) beinahe gänzlich eingestellt waren, so daß die Arbeitskraft des Handwerkers für

ihn selbst und für den Staat verloren ging. Und doch wäre der Zuschußverdienst von 42—100 Rubel auf den Korbflechter, von etwa 300—500 Rbl. auf die Puzmaschinenbauende Familie, etwa 140 Rbl. auf den Wagenbauer und 50—75 Rbl. auf den Weber für den Aufbau der Wirtschaften in unserer Republik von ungeheurer Bedeutung.

Somit kommen wir zu dem Schluß, daß die Hausindustrie ein volles Recht auf ihre Existenz und Weiterentwicklung hat, daß sie lebensfähig ist. Deshalb muß die Hausindustrie gegenwärtig energisch organisiert und von dem Staat unterstützt werden, um eine zweckmäßige Ausnutzung aller Kräfte der Handwerker zur Erhaltung und Weiterentwicklung der gefährdeten Wirtschaft unserer Republik zu erzielen. Diese ernste organisierte Hilfe des Staates ist nötig, um die Gewerbetreibenden aus den Krallen des räuberischen Privatkapitals zu befreien. Und je größer und ernsthafter die gesellschaftliche Unterstützung, die dem Kleingewerbe erwiesen wird, ausfällt, desto schneller wächst auch die Leistungs-ähigkeit des letzteren.

Die Wichtigkeit der Organisation und Förderung des Kleingewerbes wurden von der ehemaligen Oekonomischen Beratung des Gebietes der Wolgadeutschen sehr klar eingeschätzt, als sie durch ihren Beschluß vom 14. November 1923 die Gründung eines Verbandes der kleingewerblichen Kooperativen im Gebiet für notwendig erachtete. Dieser Gedanke fand nicht nur bei den Kooperationsarbeitern, sondern in allen Kreisen der Oeffentlichkeit völlige Zustimmung, so daß schon am 11. Dezember 1923 ein Verband der Kleingewerkooperativen gegründet werden konnte, der nun während seiner kurzen Existenzzeit eine rege Tätigkeit zu Ruß und Frommen seiner Mitglieder und zur Hebung der Wirtschaft überhaupt entfaltet hat.

Heute steht vor dem Verband die Aufgabe, diese junge Kooperativorganisation und ihre Mitglieder nicht nur mit heiler Haut durch das schwere Jahr hindurchzuführen, sondern ungeachtet der großen Schwierigkeiten die Kooperativorganisationen der Hausindustrie weiter zu entwickeln. Und hierin muß dem Verband alle mögliche Unterstützung von Seiten der Oeffentlichkeit und des Staates gesichert werden, damit die Anstrengungen dieses Kooperationsverbandes unserer Wirtschaft zugute kommen.

Wissenschaft und Aberglaube.

(Наука и суеверие)

Naturwissenschaftliches Gespräch, nacherzählt von Oswald L.

(Fortsetzung.)

Vetter Fried. Guten Abend, Lehrer!

Lehrer. Guten Abend, Vetter Fried! Eben habe ich alles zurechtgerichtet; gleich können wir die verabredete Unterredung beginnen.

Vetter Fried. Da bin ich aber neugierig, was da rauskommen soll. Wozu braucht Ihr denn die Blumenstöcke? Und was soll denn das da sein?

Lehrer. Seht, das ist ein Mikroskop, so ein Vergrößerungsglas. (Sieh Abb. 1) Alles, was man durch dieses Mikroskop ansieht, sieht man 1500 mal größer, als es in Wirklichkeit ist.

Vetter Fried. Oho! da könnt' man vielleicht noch dem Floh seine Zähn' zählen?

Lehrer. Ihr seid doch ein drolliger Kauz, Vetter Fried! Ich will Euch aber was anderes zeigen: seht, da ist ein dünnes Glas. Jetzt traufle ich einen kleinen Tropfen Wasser mit aufgelöster Erde aus dem Blumenstock darauf. So, jetzt könnt Ihr dieses kleine Tröpfchen durch das Mikroskop betrachten.

Vetter Fried. Na, was werd man denn in einem dreieckigen Tröpfchen Wasser sehen? Na, nur her! — Jetzt guckt mir einer mal da! Sieht das ja grad aus, als wenn in dem Wassertropfchen ganze Erdschollen wären! — Aber was ist denn das da, so ein spaßiges Ding, gerad wie ein Schleimbläschen mit einem Kern in der Mitte — na, wie komisch! (Sieh Abb. 2.)

Lehrer. Ja, ja; das ist es schon, was ich wollte; es ist die Wanderzelle. So, Vetter

Fried; die gerade sollt Ihr nun längere Zeit beobachten.



Abb. 2. Die Wanderzelle und drei kleine Erdschöllchen im Wassertropfen.

Vetter Fried. Was dr Deiwel! Die bewegt sich ja, die umzieht ja ganz und gar den Erdschollen, wie wenn sie ihn fressen wollte! Guckt mal da — jetzt hat sie ihn mitten drin. — No, der Erdschollen wird ja immer kleiner — Dummerwetter! weg ist er — guckt, Lehrer!



Abb. 3. Die Wanderzelle, ein Erdschöllchen in sich aufnehmend.

Lehrer. Guckt nur noch, Vetter Fried! Ihr werdet noch manches sehen. Ich hab' es schon oft genug beobachtet.

Vetter Fried. Was ist denn jetzt wieder los? Der Kern wird ja immer länger



Abb. 4. Die Vermehrung der Wanderzelle durch Teilung.

und länger. Lehrer, das zieht sich ja auseinander. . . Ach Herr Je, jetzt sind's ja zwei solche Dinger.

Lehrer. Na, Vetter Fried, was meint Ihr jetzt dazu? Was mag das Ding wohl sein?

Vetter Fried. Das Ding muß meinem Verstand nach leben. Es kriecht und schwimmt so frei umher und dann teilt sich's noch in zwei. Auf diese Art muß es sich vermehren.

Lehrer. Ganz recht, Vetter Fried. Dieses Ding — die Wandierzelle — ist ein Lebewesen für sich allein, es bewegt sich, es nährt sich, es vermehrt sich und empfindet.

Vetter Fried. Waas, das könnt' wohl auch noch was verspüren?

Lehrer. Seht wieder ins Mikroskop. Ich will mit der Nadelspitz an den Wassertropfen herankommen.

Vetter Fried. Sie reißt aus! Jetzt ist sie weg! Ei wie sonderbar!

Lehrer. So, Vetter Fried! Da hab' ich ein Stück grünes Blatt herausgeschnitten, jetzt seht noch das durch das Mikroskop an.

Vetter Fried. Ach du liebe Zeit, das sieht ja aus, wie wenn lauter Zellen so aneinander gebaut wären. — Und in jeder Zelle ist wieder so ein Kern. (Sieh Abb. 5.)



Abb. 5. Ein Teil des Zellenbaus des tierischen oder pflanzlichen Körpers.

Lehrer. Jetzt seht Euch hier noch das Aug' von einer Fliege an.

Vetter Fried. Dunnerwetter! das sind ja wieder Zellen!

Lehrer. So, und jetzt einen kleinen Tropfen von meinem Blut.

Vetter Fried. Na, da werd' ich aber nicht mehr klug daraus! Das sind ja grad wieder solche Zellen.

Lehrer. Es ist genug! Jetzt können wir ein bißchen philosophieren!

Vetter Fried. No ja, was gibts da viel zu philosophieren. Das kam beinahe so raus, als wenn alles Lebende aus lauter Zellen zusammengesetzt wär', wo jede für sich schon eine Lebewesen ist — das kann ja aber gar nicht sein.

Lehrer. Na warum soll das nicht so sein können? Ihr habt doch selber eben gesehen, daß es so ist?

Vetter Fried. Ja, da könnt' man ja einem Menschen den Kopf abschlagen, und da müßt' der Kopf für sich und auch der Rumpf für sich weiter leben können.

Lehrer. Das allerdings hat noch niemand mit sich versuchen lassen, aber einem Hunde wurde der Kopf schon abgehakt und von Gelehrten in eine zellennähende Flüssigkeit gebracht, und er lebte noch einige Stunden weiter. Ebenso haben die Professoren einem toten Kinde das Herz herausgenommen und in eine zellennähende Flüssigkeit gebracht, und es arbeitete noch 2 Tage.

Vetter Fried. Sakrament, daß ich auch noch fluchen muß, die Schlechten fürchten sich wohl gar nicht vor Todsünden? Dem Herrgott ins Handwerk pfsuchen!

Lehrer. Vetter Fried, Ihr habt mir versprochen, den Herrgott und die Sünden beiseite zu lassen, bis wir am Ende sind mit allem, was wir zu besprechen uns vorgenommen haben. Zudem glaube ich kaum, daß man das eine Todsünde nennen kann, wodurch Tausende Kranke nur Nutzen haben; denn durch alle diese Arbeiten erfahren die Ärzte, wie man hoffnungslose Kranke heilen kann.

(Fortsetzung folgt.)





L a n d w i r t s c h a f t.

Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet.

(Культура винограда в Нижнем Поволжье.)

Von Heinrich Rügner, Agronom.

(Fortsetzung.)

2. Teil.

Kurzer Leitfaden zur Kultur des Weinstocks.

Beschreibung des Weinstocks.

Der Weinstock kommt sowohl in wildem, als auch veredeltem Zustande vor. Der wilde Weinstock wächst bedeutend stärker und größer als der veredelte. So z. B. erreicht im Kaukasus der Durchmesser des Stammes eines wild wachsenden Weinstocks bis 1 Fuß. Einen solchen Umfang erreicht der veredelte Weinstock weder im Kaukasus, noch an einem andern Orte; dafür liefert er aber kostbare und schmackhafte Früchte, wogegen die Früchte des wilden Weinstocks ungenießbar sind.

Damit der edle Weinstock aber möglichst gute und möglichst viele Früchte bringe, muß er gut behandelt und hauptsächlich auf zweckentsprechende Art und Weise beschnitten werden. Und dazu muß man die einzelnen Teile des Weinstocks kennen und außerdem wissen, wie die edle Weinrebe im ganzen und in ihren einzelnen Teilen zu behandeln ist.

Die Hauptbestandteile des Weinstocks sind folgende: die Wurzeln, der Stamm, die Zweige, die Ranken, die Knospen, die Blätter, die Blüten und die Traube mit den Beeren.

Die Wurzeln. Das Wurzelsystem des edlen Weinstocks besteht aus dem Stohholz (das als ursprünglich oberirdischer Teil der Wein-

rebe die Eigenschaft hat, unter entsprechenden Verhältnissen Knospen und Triebe zu bilden) und den eigentlichen Wurzeln, die man in drei Gruppen einteilen kann: die oberen oder sogenannten Tagwurzeln, die mittleren oder Seitenwurzeln und die unteren Kron- oder Fußwurzeln genannt.

Die Tagwurzeln entwickeln sich aus dem oberen Teil des Stohholzes. Sie sind, namentlich bei uns, für das Leben der Weinrebe nicht sehr wichtig, da sie sich nahe an der Oberfläche des Bodens befinden, von der Trockenheit und den Frösten leiden und die Entwicklung der andern Wurzeln hemmen, die für das Leben und Gedeihen des Weinstocks sehr wichtig sind. Die Tagwurzeln werden daher gewöhnlich entfernt; nur wenn der tiefer Boden so fest ist, daß die Kron- oder Fußwurzeln sich darin nicht ausbreiten und entwickeln können, werden sie an dem Stohholz belassen.

Die Seitenwurzeln gehen von der Mitte des Stohholzes aus und sind für den Weinstock sehr wichtig, da hauptsächlich sie ihn mit den im Boden vorhandenen Nährstoffen versehen.

Die Fuß- oder Kronwurzeln sind die längsten. Zu 2, 3 und 4 von dem unteren Ende des Stohholzes ausgehend, dringen sie schräg oder gerade in die Erde ein, und zwar zuweilen sehr tief. (Sieh Abb. 1.) Die Wurzel wächst mit ihrem Ende in die Länge. Das Ende der Wurzel ist mit einer Art Ueberzug

versehen, der die jungen Teile der Wurzel vor Verletzung schützt.



Abb. 1.

Wurzeln, die sich am Strohholz entwickeln: a) Strohholz b) Tagwurzeln, c) Seitenwurzeln, d) Fuß- oder Kronwurzeln.

Um dem Boden Wasser samt den darin aufgelösten Nährstoffen zu entnehmen, verzweigen sich die Wurzel in feinere Wurzeln und diese in noch feinere. Die feinsten Wurzeln, die Wurzelfasern, mit ihren verdickten Enden saugen eigentlich nur allein das Wasser mit den darin aufgelösten Nährstoffen aus dem Boden und nähren so den Weinstock zur Zeit ihres Wachstums, nämlich solange ihre weiße Farbe noch nicht in eine braune übergegangen ist. (Sich Abb. 2.)

Der Stamm und die Zweige. Der Stamm des veredelten Weinstocks wird künstlich geformt. In unserer Gegend darf er nur 2-4 Birschol lang sein, sonst kann er nur schwer auf den Winter mit Erde bedeckt werden. In Gegenden, wo er auf den Winter nicht bedeckt zu werden braucht, kann man ihn 2

Arshin hoch und noch höher wachsen lassen. Die graubraune Rinde, die den Stamm umschließt, erneuert sich von Zeit zu Zeit, d. h. die alte abgestorbene Rindenschicht blättert ab, und es kommt eine neue zum Vorschein. Die sich lösende alte Rindenschicht muß sorgfältig entfernt werden, damit keine schädlichen Insekten darunter Unterschlupf finden.

Der Stamm des Weinstocks treibt eine Menge Zweige, aus deren Knospen Schößlinge hervordringen. Die Zweige sind ziemlich dünn und sehen etwas abgeplattet aus. Daran befinden sich in kleineren oder größeren Abständen von einander Knoten, die sogen. Achseln, — die Stellen, woran die Blätter und Knospen

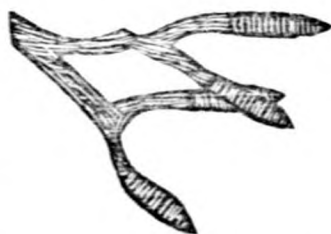


Abb. 2.

Feaserwurzeln der Weinrebe mit verdickten Enden (vergrößert).

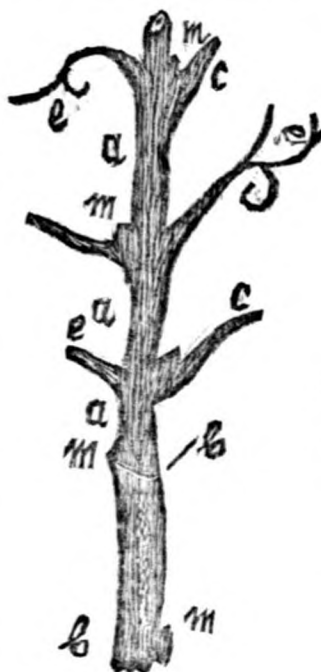


Abb. 3.

Einjähriger Schößling der Weinrebe mit allmählich sich verlängern den Gelenken (a), Knospen (m), Blattstielen (e), Achseln (c), in eine Ährenverga-belung (e), in eine Ährenverga-belung sich verwandelnde Lüre (i) und Diaphragma (Scheidewand) der Achselverdickung

usw. Diese Hauptzweige bilden zusammen mit dem Stamm das Gerüst des Weinstocks oder sein altes Holz.

An dem alten Holz läßt man beim Beschneiden beständig Teile der zweijährigen Zweige stehen, die die fruchtbringenden Neben tragen. An diesen Neben entwickeln sich fruchttragende Schößlinge. Mithin besitzt ein Zweig folgenden Teile: das alte Holz mit einem zweijährigen Zweig „a“; dieser Zweig trägt die Fruchtneben „b“, und aus dieser entwickelt sich der fruchttragende Schößling „c“. (S. Abb. 4.) Den zweijährigen Zweig „a“ beschneidet man möglichst kurz, damit die Belüftung des Rankenastes gehemmt wird. Eine



Abb. 4.

a) zweijähriger Zweig, b) Fruchtnebe, c) fruchttragender Schößling.

Die Achseln gehen durch die Diaphragmen (Scheidewände), die den Zweig in die sogenannten Gelenke teilen. Diese sind unten kurz, vom vierten Blatt ab aber ziemlich lang, wobei von da an die Längen bis zum Ende wenig Unterschied aufweisen. Die Gelenke sind jedoch bei verschiedenen Nebensorten von verschiedener Länge und erscheinen somit als charakteristische Merkmale.

Alle Seitenverzweigungen des Stämmchens tragen je nach ihrer Länge verschiedene Benennungen: Ranken, Rankenästchen

solche Ordnung in der Lage der Zweige ist dringend zu empfehlen; denn nur jene Neben tragen fruchtbare Schößlinge, die auf zweijährigen Zweigen sitzen.

Die Knospe. Die Weinrebenknospe (Auge) entwickelt sich an der Stelle, wo das Blatt sitzt. Innen ist die Knospe zart und mit Schüppchen bedeckt, aus denen sich die Blätter bilden. Der ganze zarte Teil wird außen durch zwei dunkelbraune Schüppchen mit einem reichlichen Flaum besetzt. Diese Schüppchen dienen als Hülle für den zarten Teil. Wenn wir die Knospe längs durchschneiden, so sehen wir deutlich, daß in ihrem Innern unter den Schüppchen sich die Keime einiger Schößlinge befinden; daran sehen wir schon den Achselteil mit



Abb. 5.

Weinrebenknospe (stark vergrößert) a) die Achse des Hauptschößlings; hier kann man schon die künftigen Blätter, Rispen (Trauben) und Vergabelungen unterscheiden.

Knötchen und Gelenken, sowie auch mit Ansätzen von Blättern und Vergabelungen der Ästchen. Von den Schößlingen ist gewöhnlich einer stärker entwickelt als die andern und wächst auch nachher stark aus. Je nach seiner Stelle, die er einnimmt, kann er ein frucht- oder ein blättertreibender sein. Die Fruchtknospen, aus denen sich die Fruchtschößlinge bilden, entwickeln sich gewöhnlich zwischen der 2. und 5. Achsel. In einer Fruchtknospe kann man schon Ende Juli kleine Hügelnchen, Ansätze von Rispen (Trauben), bemerken, die im nächsten Jahr erblühen und Früchte treiben. Die Knospe bildet sich größtenteils mit einem oder zwei neben ihr sitzenden schlafenden Augen. Unter günstigen Verhältnissen kann eins von diesen schlafenden Augen erwachen und in demselben Jahr noch einen Schößling treiben, der Stiefkind genannt wird. Wenn die Hauptknospe zugrunde geht, kann sie von den Nebentknospen ersetzt werden.

Außer den beschriebenen Knospen, die bestimmte Stellen an den Achseln einnehmen, können hier und da an dem alten Holz noch andere Knospen entstehen, und zwar entweder infolgedessen, weil der Weinstock zu viel Kraft hat oder weil er an der betreffenden Stelle verletzt wurde. Solche Nebentknospen kann man auch künstlich hervorrufen und sie bei mangelhafter Verzweigung des Weinstockes zur Nutzung kultivieren.

Das Blatt. Das Blatt ist eins der wichtigsten Teile des Weinstockes zur Bestimmung der Sorte. Die Blätter sitzen abwechselnd auf den Achseln: eins links, das andere rechts. Unten an dem Schößling haben sie eine rundliche Form, wogegen die höher stehenden eine mehr gelagte aufweisen. Als das charakteristischste Blatt für die betreffende Sorte wird das

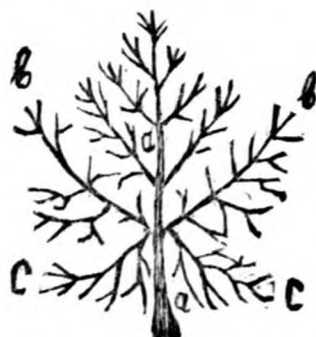


Abb. 6.

Gerüst eines Weinrebenblattes: a) Hauptnerv, b) und c) Seitenerven.

gegenüber einem fruchtbringenden Schößling oder gegenüber der ersten Vergabelung eines blättertreibenden Schößlings befindet. Das Blatt besteht aus dem Gerüst oder den Nerven und dem zarten Teil, der den Raum zwischen den Nerven ausfüllt. Das Gerüst des Blattes bedingt auch dessen Form und ist also auch charakteristisch für die betreffende Sorte. Es besteht aus einem Hauptnerv (der der dickste ist und mit dem Blattstiel verbunden ist) und zwei Paar Seitenerven, die sich am unteren Ende abzweigen. (Sieh Abb. 6.) Von jedem dieser Nerven gehen viele kleinere Nerven aus, die sich in noch kleinere Nerven (Nederchen) verzweigen, so daß alle zusammen ein weitverzweigtes Netz darstellen.

(Fortsetzung folgt).



Die Luzerne.

(Люцерна.)

Von J. Koll, Agronom.

Diese köstliche Pflanze ist, glaube ich, bei uns im trockenen Wolgagebiet noch verhältnismäßig wenig bekannt. Es ist darum sehr wich-



tig, unsern Bauer auf die Luzerne aufmerksam zu machen und ihm einige praktische Ratschläge über deren Anbau zu erteilen.

Unter dem Namen Luzerne (*Medicago*) versteht man gewöhnlich eine ganze Reihe von Varietäten (Spielarten). Aber uns interessiert hier nur die gewöhnliche blaue französische Luzerne, von der auch im weiteren die Rede sein soll.

Die Heimat der Luzerne ist Persien. Von dort wurde sie durch die Römer nach Griechenland gebracht. Später wurde auch Europa durch den Einzug der Araber in Spanien mit dieser neuen Pflanze beschenkt. Interessant ist, daß die Luzerne schon in jenen alten Zeiten in hohem Ruhme stand. „Sie düngt den Boden“, sagt schon der römische Historiker Tacitus, „heilt das kranke und mästet das gesunde Vieh.“ Sie gibt so viel Futter, daß man von einer Dessjatine drei Pferde ein ganzes Jahr hindurch nähren kann.

Sie liefert dabei das beste Futter von allen Futtergräsern, die überhaupt kultiviert werden. Sie kann sowohl als Grünfutter, wie auch als Heu verbraucht werden. Das hochwertigste Futter liefert die grüne, junge Luzerne für Schweine, etwas ältere, d. h. später geschnittene, für Pferde. Aber auch für Kühe ist sie vor der Blüte vortrefflich. Bei der Nutzung der Luzerne muß unbedingt das wesentlichste Gesetz beachtet werden: sie vor der Blüte zu schneiden; denn wir haben keine andere Pflanze, die von beginnender Blüte an Futterwert soviel verliert als die Luzerne.

Wenn wir von der Nützlichkeit der Luzerne sprechen, darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß sie zu denjenigen Pflanzen gehört, die den Vorrat des wichtigsten Nährstoffs unserer Körnerfrüchte (Stickstoff) im Boden vermehren, so daß die Einführung der Luzernekultur auf unsere Feldkultur um so mehr verbessernd einwirken muß.

Die Ansprüche der Luzerne an Boden und Klima sind ziemlich groß; aber jedenfalls doch nicht so groß, daß sie den Anbau dieser Pflanze bei uns unmöglich machen würden. Die Luzerne liebt eine wärmere Lage. Ein Klima des Weinbaus wird ihr am meisten zusagen, d. h. eine mittlere Sommertemperatur von 18—20° R.; doch auch größere Hitze, wie solche bei uns so oft herrscht, kann die Luzerne leicht überstehen. Das erklärt sich daraus, daß die Luzerne ein mächtiges, tiefgehendes Wurzelsystem entwickelt und dadurch die Feuchtigkeit des Untergrunds ausnützen kann. Ofters wird das Ausfrieren der Luzerne befürchtet;

aber dies kommt bei uns selten vor, da die Luzerne bis 25° C. Kälte ohne Schaden ertragen kann. Die erste Anforderung, die die Luzerne an den Boden stellt, heißt Tiefgründigkeit, Trockenheit. Mit Recht jagt der berühmte deutsche Agronom Thaer, daß es mehr bei der Luzerne auf den Untergrund ankomme als auf die Ackerkrume. Sehr rasch gehen die Wurzeln nach der Tiefe; dort müssen sie Nahrung finden. Am meisten jagt ihr sandiger Lehmboden mit reichlichem Kalkgehalt zu. Vom Kalkgehalte wird hauptsächlich die Dauer einer Luzerneanlage beeinflusst; wichtiger für die Luzerne als der Kalkgehalt ist jedoch Trockenheit und Durchlässigkeit des Untergrunds.

In die normalen Fruchtfolgen des Bielfeldersystems wird die Luzerne gewöhnlich nicht aufgenommen, da sie bis 15—20 Jahre, ohne daß sie aufs neue eingefät wird, wachsen kann. Man wählt gewöhnlich eine geeignete Stelle, wo man eine freie Wirtschaft mit Luzernekultur führen kann. Dabei müssen immer zwei Luzerneschläge vorhanden sein, ein älterer und ein jüngerer. Beim Beginn sät man beide Schläge zugleich ein: der bessere von beiden gilt als der jüngere, der am längsten stehen bleibt. Sobald die Massenproduktion anfängt sich zu mindern, was bei uns im 4.—5. Jahr gewöhnlich stattfindet, muß das Luzernefeld aufgeackert und in die Fruchtfolge aufgenommen werden. Dann wähle man ein neues Luzernefeld und beobachte dabei die oben erwähnten Ansprüche der Luzerne an den Boden. Früher stellte man den Grundsatz auf, daß man jedesmal mit Luzerne so lange dem Felde fernbleiben müsse, wie das Feld mit ihr besetzt gewesen sei. Doch wir brauchen uns an eine solche Regel nicht blindlings zu binden. Wahr bleibt nur, daß man längere Jahre das Feld nicht wieder mit Luzerne besäen darf. Hat sie aber z. B. 4—5 Jahre auf dem Felde gestanden, so kann sie schon nach 2—3 Jahren wiederkehren, vorausgesetzt, daß das Feld vorherrschend auf bearbeitet und mit flachwurzeln Pflanzen, besonders Kartoffeln, bestellt war. Letzteres ist besonders wichtig, da man der Luzerne, so viel wie möglich, ein reines, besonders aber von Queckeil reines Feld anweisen muß. Nach Luzerne können sozusagen alle Pflanzen folgen: allen wird die Bereicherung, die der Boden unter der Luzerne davongetragen hat, zufließen kommen. Doch da das Feld nach Luzerne ge-

wöhnlich ausgetrocknet ist, so baut man am besten nach ihr Sommergetreide (Hafer, Weizen u. a.).

Was die Bodenbearbeitung anbelangt, so muß der Bauer nochmals darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Luzernewurzeln nach der Tiefe gehen müssen. Um ihnen das zu erleichtern, muß eine tiefe Lockerung des Bodens (4—5 Weichhof tief) im Herbst stattfinden. Im Frühjahr muß das aufgeackerte Feld selbstverständlich so früh wie möglich geeggt werden. Die Saat muß sogleich nach dem Eggen stattfinden. Die Luzerne kann allein oder unter eine Ueberfrucht (Gerste, Hafer u. a.) gesät werden. Bei der Alleinsaat sät man die Luzerne am besten mit der Sämaschine. Soll aber unter Ueberfrucht gesät werden, so sät man letztere mit der Maschine, die Luzerne aber mit der Hand. Wir sind der Meinung, daß bei uns die Einsaat der Luzerne, d. h. ohne Ueberfrucht, angewendet werden muß, weil in diesem Fall die Luzerne im zweiten Jahr das Doppelte einbringt. Dabei aber starke Saat! Dicht in den Reihen und nicht weniger als 1½—2 Pud auf die Dessj. Die Samenkömchen der Luzerne sind sehr fein, noch feiner als die der Hirse, weshalb der Luzerne Samen nicht tiefer als 1 Weich. untergebracht werden darf. Nach 5—6 Tagen zeigen sich schon gewöhnlich an der Oberfläche die jungen Luzerneplänzchen. Da die letzteren das Unkraut fürchten, so muß sogleich geeggt werden oder, wenn es hoch herangewachsen ist, muß es samt der jungen Luzerne abgemäht werden. Die Luzerne verliert dabei gar nichts; sie wird im Gegenteil viel stärker und entwickelt sich besser. Bei gehöriger Bodenbearbeitung erreicht die Luzerne eine solche Höhe, daß sie schon im ersten Jahre, d. h. im Saatjahre, gemäht werden kann. Den höchsten Heuertrag liefert die Luzerne im 2. und 3. Jahr. In diesen Jahren kann sie während der Sommerzeit bis 2—3-mal gemäht werden und bis 300—350 Pud Heu von der Dessj. einbringen. Mähen muß man sie, wie schon erwähnt, unbedingt vor dem Blühen. Beim Trocknen muß man sehr vorsichtig sein, damit die Blätter, die das teuerste an der Luzerne sind, nicht abfallen und somit verloren gehen. Die Blätter dürfen nicht dürr, sondern müssen nur weik sein. Nach dem Welken der Blätter muß das Luzerneheu in Haufen (Wällchen) und später in „Kopny“ gebracht werden.

Sehr wichtig ist für jede Bauernwirtschaft die **S a m e n g e w i n n u n g** der Luzerne. Den Samen nimmt man im 3. Jahr vom letzten Schnitt. Das Einschneiden muß stattfinden, sobald die Hülsen dunkelbraun geworden sind. Bei mittelmäßiger Ernte können 8—10 Pud von der Dessj. eingeheimst werden.

Der auf dem Markt gekaufte Samen enthält nicht selten auch Körnlein der Klee-seide. Dieser pflanzliche Schmarozer ist der gefährlichste Feind der Luzerne. Die beste und auch einzige Maßregel gegen diesen Schmarozer ist,

das Feld umzupflügen und im nächsten Jahr aufs neue einzusäen.

Nebst der Bodenbearbeitung und der Pflege, die dem Luzernefeld im ersten Jahr bei der Saat zuteil werden, muß es auch in den folgenden Jahren alljährlich im Frühjahr gegogt und aufgelockert werden.

Wie jedes Grünfutter, kann die grüne Luzerne beim Vieh manche Bauchkrankheiten hervorrufen. Darum ist es gut, ehe man grünes Luzernefutter vorlegt, etwas trocknes Futter (Stroh, Spreu u. a.) zu füttern, oder das Grünfutter mit trockenem gemischt vorzulegen



Die Biene, ihr Körperbau und ihre Lebensweise.

(Шчела, строение ее тела и образ жизни.)

Von W I a s o w, Agronom.

(Schluß.)

Nach dem Ausfliegen des ersten Schwarmes bleiben im Stocke einige Königinnenzellen, die zwei Tage vor dem Schwärmen von den Bienen gedeckelt wurden; aus diesen Zellen schlüpfen nach 6 bis 7 Tagen junge Königinnen heraus. Die zuerst ausgeschlüpfte Königin tötet dann die andern, wenn's die Bienen zulassen. Im entgegengesetzten Falle läßt sie vor Aerger scharfe Laute hören, auf die die andern Königinnen antworten. Dies ist der Gesang der Königinnen, der zur Abendzeit während zweier Tage gehört werden kann. Sowie eine neue Königin aus ihrer Zelle schlüpft, versammeln sich die Anhänger der älteren Königin um ihre Führerin und verlassen den heimatischen Stock, einen neuen Schwarm bildend. In derselben Ordnung folgt der dritte Schwarm usw. Die ausfliegenden Schwärme werden nach und nach kleiner, und der Stock wird in solchem Falle stark entkräftet. In Fällen, wo die alte Königin zugrunde gegangen oder von dem Bienenzüchter entfernt ist, fliegt der erste Schwarm mit einer jungen unbefruchteten Königin aus. Es kommt vor, daß Bienen, die sich zum Schwärmen vorbereitet haben, sich eines anderen besinnen. In solchen Fällen unterstützen sie ihre Königin eifrig beim Vernichten der Brut, die sich in den Königinnenzellen befindet. Hin und wieder

finden sich Stöcke, die überhaupt nicht schwärmen: diese Erscheinung tritt dann hervor, wenn die Königin aus irgend einem Grunde die Flügel verloren oder dermaßen beschädigt hat, daß sie nicht ausfliegen kann.

Den Winter verleben die Bienen in halb erstarrtem Zustande. Ihr Erwachen im Frühling ist durch das Eintreten des warmen Wetters bedingt. Die schwerste Zeit für die Bienen ist der Vorfrühling: März und die erste Hälfte des April. In diesen Monaten gehen gewöhnlich ihre Vorräte zur Neige, und die schwächeren Stöcke gehen zugrunde, wenn das warme Wetter lange ausbleibt. Die ersten warmen und hellen Tage und der erste erwärmende Sonnenstrahl, der durch das Flugloch ins Innere des Stockes dringt, veranlassen die Bienen zum Ausflug. Nach dem ersten Frühlingsflug der Bienen nimmt das Leben im Innern des Stockes eine scharfe Wendung: seine Bewohner gehen eifrig an die Reinigung und Instandsetzung ihrer Behausung. Bei den ersten Ausflügen ins Feld setzen sich die Bienen großen Gefahren aus, da der noch teilweise gefrorene Erdboden, kalter Wind und an schattigen Plätzen liegender Schnee auf ihren zarten Körper tödlich einwirken. Zur Zeit der ersten Ausflüge der Bienen ist auch die Kö-

nigin an ihrem Plage und beginnt das Eierlegen. Je mehr Beute die Arbeiterinnen heimbringen, desto fleißiger ist auch die Königin, und die Arbeiterinnen haben vollauf mit der jungen Brut zu tun, die gänzlich ihrer Fürsorge überlassen ist. Die Königin richtet sich streng nach der Anzahl der dem Stocke zur Verfügung stehenden Arbeitskraft und nach der Menge der vorhandenen Vorräte. Es genügt, daß ein bedeutender Teil der nach Beute ausfliegenden Arbeiterinnen von Unwetter, z. B. von einem Plagregen, im Felde ereilt wird, um das Bild im Innern des Stockes sofort zu ändern: die Kraft des Stockes wird gelähmt, und die Königin stellt das Eierlegen ein. Bedeutend schlimmer ist's jedoch, wenn nach begonnener Arbeit kaltes Wetter eintritt und die im Stocke vorhandenen Vorräte für die Ernährung der jungen Brut nicht hinreichend sind: die Larven werden dann aus den Zellen geworfen, die Königin legt keine Eier mehr, und wenn der Bienenzüchter nicht eingreift, ist der Stock dem Hungertode preisgegeben.

Ein Stock mit einer jungen Königin kann als stark bezeichnet werden, wenn 4—5 Zwischentwände zwischen den Waben 10—12 Werschoß lang durchwegs von Bienen besetzt sind, und wenn ein genügender Vorrat an Nahrung vorhanden ist.

Wenn sich im Frühling die Luft auf +12° im Schatten erwärmt hat, beginnen die Bienen Wachs auszuschleiden und Waben zu bauen. Bienen, die sich selbst überlassen sind, ziehen die Waben in verschiedenen Richtungen: bald hängen die Waben mit der glatten Seite dem Flugloch gegenüber, bald mit der Kante, bald sind sie dick, bald dünn. Ein wohlbehaltener Stock hat gegen das Ende des Monat Mai folgendes aufzuweisen: der obere Teil des Stockes, 2—4 Werschoß von der Decke, ist mit Honig ausgefüllt, und wenn die Beute reichlich gewesen war, so enthalten auch die Seitenwaben Honig. Niedriger, bis an den unteren Rand der Waben, befinden sich in sämtlichen Zellen Eier und Brut. Die Randzellen sind mit Blütenstaub und verdünntem Honig angefüllt. Im Neste befinden sich viele junge Bienen, deren Körper mit grauem Flaum bedeckt ist; mitunter lassen sich auch ausgeschlüpfte Drohnen sehen; an den Rändern der frisch gebauten Waben sind halbausgebauten Königinnenzellen sichtbar, und in ihnen

ruhen die Larven der zukünftigen Königinnen, umgeben von nahrhafter Speise. Solch ein Zustand des Bienenstockes weist darauf hin, daß sich die Bienen fürs Schwärmen vorbereiten.

Tritt jedoch anhaltende kalte oder regnerische Witterung ein, so wird die weitere Entwicklung der Bienengemeinde gehemmt: die zahlreiche Brut kann nicht in genügendem Maße genährt werden; es tritt im Stocke Hungersnot ein, und diesem folgt dann eines der schrecklichsten Uebel — die Faulbrut.

Während der Monate Juni und Juli sind die Bienen mit Honigsammeln beschäftigt. Diejenigen jedoch, die in engen Stöcken leben, beginnen zu schwärmen. Je eher die Bienen schwärmen, desto mehr kann darauf gerechnet werden, daß sie bis zum Eintreten der eigentlichen Honigzeit ihr Nest ausgebaut haben werden. Das Zeichen zum Ausfliegen des Schwarmes wird von den Arbeiterinnen gegeben; von ihnen wird auch die Königin mit fortgerissen. Mit dem ersten Schwarme fliegt meistens die alte Königin aus. Die jungen Königinnen sind in diesem Augenblick in der Regel noch nicht aus ihren Zellen geschlüpft. Die schwärmenden Bienen fliegen solange über dem Bienenstande herum, bis sich die Königin auf irgend einen Gegenstand niedergelassen hat. Alsdann umringen sie die Bienen und bilden einen Klumpen. Nachdem der Schwarm einige Zeit geruht hat, erhebt er sich in die Luft und fliegt geradeaus auf den Platz, den seine Quartiermeister schon vorher ausgesucht hatten. Die Nachschwärme rechnen beim Ausfliegen nicht mit der Tageszeit und setzen sich gewöhnlich hoch und nicht so schnell wie die Vorhut an. Die schwärmenden Bienen saugen sich vor dem Ausfliegen mit Honig voll, damit sie im Notfalle für einen bis zwei Tage mit Nahrung versorgt seien.

Das Schwärmen begünstigen folgende Bedingungen: ein gelungenes Auswintern, genügende Nahrung zur Frühlingzeit, das Vorhandensein einer jungen Königin, ein wenig umfangreicher Stock und warmes, feuchtes Wetter mit reichlicher Beute.

Ehe noch die honigreiche Zeit zu Ende gegangen ist, füllen die Bienen alle Zellen in den Waben mit Honig und sorgen dafür, daß das Innere des Stockes gut mit Honig ausgefüllt wird, da sie hier den Winter zubringen werden. Alsdann sammeln sie Kitt und kleben

damit sorgfältig alle Ritzen zu: sogar die Fluglöcher werden teilweise zugestrichelt. Ende August werden die Drohnen aus dem Stocke verjagt, und solange noch Beute im Felde vorhanden ist, wird fleißig gesammelt, und der Teil der jungen Nachkommenschaft gepflegt, der für das Durchwintern der geeignetste ist. Zur Herbstzeit, im September und Oktober, sammeln manche Bienen noch Blütenstaub; die meisten verlassen jedoch den Stock nicht mehr und behüten ihn vor dem Eindringen der Hummeln, Wespen und anderer Feinde. Beim Eintreten der Fröste sammeln sie sich in einen Klumpen in der Nähe der Königin, und der Schwarm tritt in den Ueberwinterungszustand in Form einer Kugel mit eingedrücktem oberem Ende.

Für ein glückliches Durchwintern der Bienen ist eine gleichmäßige Wärme im Stocke und genügend Nahrung, die sich in der Nähe des Bieneklumpens befinden muß, notwendig. Die erwünschte Temperatur ist $+8^{\circ}$; bei dieser Temperatur machen die Bienen keine unnützen Bewegungen und verzehren keinen einzigen Tropfen Honig unnötig.

Bei solch normaler Temperatur bewegen sich die Bienen nach und nach höher und öffnen einige gedeckelte Zellen. Im feuchten Raume zieht der Honig die Feuchtigkeit ein und wird auf diese Weise verdünnt. Mit diesem verdünnten Honig stillen die Bienen zur Winterzeit ihren Durst.

Die Bienen erhalten die für sie günstige Temperatur mit Leichtigkeit, wenn der Stock in einem Raume untergebracht ist, wo die Temperatur während des ganzen Winters nicht über $+6^{\circ}$ steigt und nicht unter 0° K. fällt. In solch einem Raume überwintern die Bienen bei vollständiger Dunkelheit und ungestörter Ruhe ausgezeichnet. Frische Luft ist für das Ueberwintern der Bienen ebenfalls notwendig. Hat keine frische Luft zum Stocke Zugang, so verbreitet sich Feuchtigkeit im Stocke, infolgedessen die Waben und der Blütenstaub verschimmeln und der Honig versäuert. Die Gleichmäßigkeit des Wärmegrades im Stocke hängt gänzlich vom Wärmegrade der ihn umgebenden Luft ab, d. h. davon, ob die Bienen im Freien oder in der Erde überwintern. Beim Ueberwintern im Freien kann den Bienen nicht leicht gleichmäßige Temperatur verschafft werden. Die Bienen sind dann genötigt, mehr Nahrung zu

sich zu nehmen, mit ihren Flügeln zu jächeln und angestrengt zu atmen. Davon leidet die Gleichmäßigkeit der Temperatur, die bis auf 28° K. steigen kann. Solch eine unnormale erhöhte Temperatur übt ihre Wirkung auf die Königin aus, und sie beginnt Eier zu legen. Die Bienen müssen dann die junge Brut versorgen, und jede Bewegung ist für den Klumpen nachteilig. Außerdem empfinden die Bienen bei einer Temperatur über $+8^{\circ}$ K. starken Durst, da die erwärmte Luft, die den Klumpen umgibt, nicht die nötige Feuchtigkeit enthält, die fürs Verdünnen des Honigs notwendig ist. Die vom Durst gequälten Bienen zerstreuen sich dann nach allen Richtungen und suchen nach Wasser. Finden sie kein Wasser im Innern des Stockes, so treibt sie die Not ins Freie. Hier beschmutzen sie das Flugloch und die Wände mit ihren Ausscheidungen, fallen zu Boden und kommen um.

Die Ursachen eines schlechten Ueberwinterns sind verschiedenartig, und zwar:

1. Ueberfluß an Wasser im Stocke. Dies ist dann der Fall, wenn die Wände des Stockes zu dünn gebaut sind und wenn der Stock in einem überaus kalten Raume untergebracht ist. In gegebenem Falle kann der aufgedeckelte Honig den ganzen Vorrat an Feuchtigkeit nicht in sich aufnehmen. Sie setzt sich an der Decke, an den Wänden und an den Waben an und bildet Wassertropfen, die dann an den Wänden und Waben herunterfließen und von der Decke auf die Bienen fallen. Der Klumpen kommt nun in Bewegung, da die Bienen bemüht sind, ein trockenes Plätzchen aufzufinden.

2. Ungedeckelter Honig. Dies trifft dann zu, wenn infolge übermäßiger Feuchtigkeit zur Herbstzeit der Honig nicht genügend ausdünsten kann und die für das Deckeln notwendige Dichtigkeit nicht erreicht. Der Honig verbleibt dann für den Winter in ungedeckeltem Zustande, nimmt soviel Feuchtigkeit in sich auf, daß er über den Rand der Zelle fließt und endlich zu gären und zu säuern beginnt. Von solch einem Honig entsteht bei den Bienen Durchfall. Wird jedoch der ungedeckelte Honig dick, so verzuclert er leicht, wird für das Aufnehmen der Feuchtigkeit unfähig und ist für die Gesundheit der Bienen schädlich.

3. Verzuclerter Honig. Der von Kreuzblütenpflanzen gesammelte Honig verzuclert binnen einer verhältnismäßig kurzen Zeit, ebenso

Honig, der aus den Waben ausgeschleudert und den Bienen in rohem, ungekochtem Zustande verabreicht wird; solcher Honig verursacht den Bienen starken Durst.

4. Ungenügender Vorrat an Honig. Es kommt vor, daß die Bienen Hungers sterben, ungeachtet dessen, daß noch ein bedeutender Vorrat an Honig im Stöcke vorhanden ist. Hier muß bemerkt werden, daß die Bienen während des Winters nur von dem Honig Gebrauch machen können, der sich in unmittelbarer Nähe des Klumpens befindet. Kommt der Klumpen vor Eintritt warmer Witterung zur Decke des Stockes, so sind die Bienen dem Hungertode preisgegeben, wenngleich die Seitenwaben auch noch genügend Honig enthalten sollten.

5. Das Fehlen der Königin. In diesem Falle können die Bienen den Winter über nicht zur rechten Ruhe kommen. Besonders läßt sich dies verspüren, wenn die Zeit des Eierlegens heranrückt: Ende Februar und anfangs März. In Ermangelung einer Königin übernimmt dann eine der Arbeitsbienen die Pflicht des Eierlegens; da jedoch aus diesen Eiern nur Drohnen herauskommen, so geht der Stock nach kurzer Zeit aus Mangel an Arbeitsbienen zugrunde.

Die wichtigsten Eigenschaften der Biene, die eine hervorragende Rolle in ihrem Leben spielen, sind:

1. Arbeitsleiß. Alltäglich mit Anbruch des Tageslichts fliegen die Bienen aus dem Stöcke, um Honig, Wasser oder Blütenstaub zu sammeln. Diese Eigenschaft der Bienen ist für den Bienenzüchter von großer Bedeutung, da er bloß sachbewußt diese oder jene Maßregel zu treffen hat, damit die Bienen aus eigenem Antrieb das Höchstmaß der Arbeit leisten. Für uns Menschen ist in dieser Hinsicht die Biene ein nachahmenswertes Vorbild.

2. Zorn. Wehe demjenigen, der es wagt, die Bienen bei ihrer Arbeit zu stören oder auf ihr Nest einen Anschlag zu machen. Zornent-

brannt fallen sie über ihn her, und keine schreckt vor dem Kampf zurück, obgleich es für sie mit einer schrecklichen Gefahr verbunden ist. Es gelingt nämlich der Biene in sehr seltenen Fällen, ihren Stachel nach erfolgtem Stiche aus dem Körper ihres Feindes herauszuziehen, und sie muß den Stich mit ihrem Leben büßen; da ihre Bemühungen, sich frei zu machen, damit enden, daß sie die Eingeweide aus ihrem eigenen Leibe reißt. Es ist jedoch eine ivoise Vorrichtung der Natur, daß die Biene mit einem giftigen Stachel versehen ist, der den Liebhabern des Honigs ungeheuern Respekt einflößt; andernfalls würde dieses nützliche Insekt schon längst vertilgt worden sein. Seit der Mensch den Bienen gegenüber Rauch anwendet, beherrscht er sie vollständig. Sowie die Bienen Rauch verspüren, überkommt sie solch ein Schrecken, daß sie, alles andere außer acht lassend, ins Nest eilen, um den Vorrat an Honig womöglich zu retten. Wenn sich jedoch die Biene vollgesaugt hat, so wird sie unfähig, einen Stich beizubringen, da sie ihren dicken Leib nicht nach innen biegen und somit den Stachel nicht vorrücken kann.

3. Liebe zur jungen Brut. Das wichtigste Ziel aller Arbeit der Bienen ist die Fortpflanzung ihres Geschlechts. Das Ansammeln des Vorrats an Honig in ihrem Stöcke ist ihnen bei weitem nicht so wichtig und teuer, als die Erhaltung der Brut. Bienen aus Stöcken, die keine Brut aufzuweisen haben, sind flau und zeigen keine besondere Lust zur Arbeit; bei Ueberfällen stellen sie sich auch schwach zur Wehr. Frohes, unermüdeliches Schaffen und Lebensfreude findet man nur in Stöcken, worin Brut vorhanden ist.

Die Aufgabe des Bienenzüchters besteht darin, daß er die Sitten und Neigungen der Biene ernstlich studiert, diesem Studium die Errungenchaften der Wissenschaft auf diesem Gebiete zu Grunde legt und der Biene alles das gibt, was ihre Arbeitslust erregt; dann wird er für seine Mühe reichlich belohnt.





Kultur und Leben.

Dem Licht entgegen.

Von Fr. Strom.

1.

Die Dampfdreschmaschine auf der Meierei der Gebrüder Abel brummte und summtete, schnurrte und surrte noch immer wie rasend drauflos, obgleich der glühende Sonnenball schon längst hinter den Bergen im Westen verschwunden war und die schwüle Sommernacht ihre dunkeln Schleier über die ganze Umgegend ausgebreitet hatte. Die Besitzer der Meierei waren eben kräftig und geschäftig genug, das nächtliche Dunkel von dem Dreschplatz fernzuhalten und darauf Leben und Bewegung, Lärm und Getöse zu ihrem Nutz und Frommen bis tief in die Nacht hinein wachzuhalten. Dazu hatten sie fünf Laternen aufgestellt: zwei in unmittelbarer Nähe des rasenden Ungetüms, eine bei den langen, hohen und breiten Weizenschobern, eine bei dem noch nicht zur Hälfte fertiggesetzten, aber ebenfalls groß angelegten Spreuschober und eine bei dem nahezu fertig gesetzten Strohschober.

Wie verwünschte Wesen aus Tausendund-einer Nacht wimmelten die zur Wartung der Dreschmaschine eingespannten Arbeitspferde, die Tagelöhner und Tagelöhnerinnen, die zu gleichem Zweck angeworben waren, bunt durcheinander, wobei die Schatten dieser vierbeinigen und zweibeinigen Maschinenwärter und -Wärterinnen bald hierhin, bald dorthin huschten, sich bald verlängerten, bald verkürzten, bald dunkler, bald matter erschienen oder gänzlich wie weggehört verschwanden.

Manche von den zweibeinigen Maschinenwärtern und -Wärterinnen, von denen namentlich

die ersten dem Anschein nach das Recht bejaßen, über die vierbeinigen zu herrschen und zu befehligen, hatten ihre Augen hinter Staubbrillen versteckt; die weiblichen, die dem Dreschkasten am nächsten standen und dem Staub und Schmutz am meisten ausgesetzt waren, trugen außerdem noch spitze, hinten lang und breit herabhängende Hauben, die sie sich aus Kuljücken durch Einschlagen des einen Eckzipfels in den andern hergestellt hatten.

Die Arbeitspferde verrichteten ihre Arbeit, wie sich das bei solchen Tieren von selbst versteht, ohne irgendwelche Meuerung über ein derartiges „Hundeleben“ an den Tag zu legen; nur hie und da schraubte das eine oder andere geräuschvoll, wenn Staub, Spreu und Gerannensplitterchen seine Rüstern unsanft kitzelten. Die Menschen aber benutzten nicht nur, daß sie ein Hundeleben führen müßten, sondern gaben es auch durch Worte kund, was sie um so eher wagen konnten, als der ältere Abel, der Jack Jacklisch, den jüngeren Zwan Jacklisch nach Hause, in die vier Werst entfernte Kolonie Altmühlen, kutschierte, nachdem er Pitt, dem Oberknecht, und dem Maschinisten das Kommando übergeben hatte mit der Anweisung, die Maschine solle gehen, bis er zurückkomme, was nicht lange dauern werde.

„Wieviel Uhr vor Tag mag's dann sein?“ fragte die fettere Giese den in der Nähe stehenden und mit einem andern Mädchen schäkern den Maschinisten.

„Du bist woll net g'scheit? — s is noch lang net halb Nacht.“

„Wann awer morges Sunndag sin soll, mist doch, glaw ich, hait aach Samsdag sin.“

„Gwiß is morges Sunndag“, ließ sich statt des Maschinisten die neben Liese arbeitende, schon nicht mehr junge Frau hören.

„Nacht, was Ihr wollt, Wes Susann, ich sin ganz err; mir schaffe jo hait scheint's länger als wie sunst.“ —

„No ja; awer dr Maschinist un dr Pitt, dr Owerknecht, jaee, dr Jack Jacklitsch hätt bu-
sohle, zu maschine, bis r zurückkumme dät.“

„Ja, wer weest, wann der zurückkummt!“

„Arrm!“ brummte die Maschine zornig auf, denn der Einlasser hatte eine zwar aufgeschnittene, aber nicht auseinandergezupfte Garbe in die Trommel geworfen.

„Ufasse! Ke ganze Garwe inlosse un aach net zuviel uf emol inlosse!“ rief der Maschinist heftig.

„Necht so, Karl!“ flüsterte dem Einlasser ein anderes Mädchen zu, das die Garben aufschnitt und sie auf dem langen, vor dem Dreckskasten stehenden Tisch vor die Trommel schob. „Steck vor dem wiedige Ding noch mehr in Mache.“

„Arrm!“ brummte die Maschine noch rasender als vorhin.

„Karl, wann du net inlosse willst, wie sichs ghärt, kannst du dich zum Daiwl packel!“ drohte der Maschinist.

Der lange Hannes, ein wahrer Riese, trat herzu und erwiderte an Karls Stelle:

„Wer werd sich dann do dofkreische, wann mr abgerechnet werd? — Die Lait sins satt... For dr Dag werd mr amiet, un dr Dog un die Nacht muß mr schaffe... Gut, mr wolle aach noch die paar lumbige Stunn zum Schlofe schaffe, awer dann aach dobbelder Lohn, oder wann das net, dann aich Bärschjer mol dickdig dr Sinnerer versalze.“

„Här doch mol, Hannes!“ suchte der Maschinist den stark erregten Riesen zu beschwichtigen. „Was kann dann ich do mache? Wanns uf mich ankumme dät, hädde mr's schon lang zum End gmach, awer du weest doch...“

„Här nor uf zu schwänzele! Ich weest lang, daß du vum Bud abkriest. — Korz un gut, for hait solls rum sin. — Wann dr Jack Jacklitsch vum Daiwl ist ghol worre, selle mr woll maschine bis an jingste Dag?“

Durch den langen Hannes angeeifert, warf Karl noch einmal der Maschine den „Nachten“ voll, und — rr-rrm! — flog der Treibrie-

men zur Erde, das Schwungrad drehte sich so toll, als wollte es auf und davon.

Der Maschinist sah, daß es die höchste Zeit war, die Maschine zum Stillstehen zu bringen.

„Fahrt die Fuchschnauz aach fort un löst Gott n guder Mann sin“, knurrte er in seinen Bart. Die „Fuchschnauz“ bezog sich auf den ältesten der Gebrüder Abel, den Jack Jacklitsch.

Inzwischen war der Oberknecht von den Strohhoblern gekommen, wo er auch seine liebe Not mit den Arbeitern hatte.

„Pitt“, sagte der Maschinist zu dem Oberknecht, „mir stelle die Maschin. Dr Daiwl weest, was do noch vorkumme kann. Mich wunnerts, daß noch kee Steen oder Stück Eise in die Drummel gflö is un alles zu Matsch gmach hat. Du weest doch, wies manchmol zugeht, vorab jeh, zeit daß der vrdaiwelte Krieg ausgebroche is.“

Pitt, der ein jehz treuer, unterwürfiger und daher bevorzugter Arbeitersklave war, willigte nur ein, weil er von den Arbeitern, die so wie so alles hinzuschmeißen drohten, auch für seine eigene Person das Schlimmste befürchtete.

Ein langgezogener volltönender Pfiff der Dreschmaschine verkündete allen Arbeitern, daß sie nun ihrer Arbeit ledig seien.

Das Nachtessen, eine magere Fleischsuppe mit fast faustdicken Klößen, wartete schon eine geraume Zeit auf sie. Es wurde in dem großen Schuppen auf dem Meierhofe, dem Herrenhause gegenüber, aufgetragen. Dahin begaben sich die Arbeiter und Arbeiterinnen unter erregtem Gespräch und Geschimpf. Mehrere von ihnen blieben jedoch nicht zum Essen da: sie begaben sich sofort zu Fuß auf den Weg nach Hause ins Dorf, um den noch übrigen Teil der Nacht und den darauf folgenden Sonntag bei den Ihrigen zu verbringen.

„Bleibt doch do, bis ggeffe is; noch dem Esse gehe mr aach mit“, erklärten die Zurückbleibenden.

„Nee, die kenne unfer Deel Kleeß insalze un dem Jack Jacklitsch vorstelle, wann r kummt.“ Und immer noch ihre Unzufriedenheit über die „abschailige Blutstücker“ in erregten und kräftigen Worten äußernd, gingen sie davon.

(Fortsetzung folgt.)

Am Karaman (Pannestiel).

Skizzen von Reinhold Paul.

Fahrwege winden sich durch das tiefe Karamantal über Wiese und Flußbett von Dorf zu Dorf. Auf Terrassen und Wiesen stehen aneinandergereiht die Holzkasten der Häuser mit ihren stumpfen Pyramidendächern. Windmühlengruppen streben zur Höhe, zum hohen Ufer. Nur selten sieht man eine eifrig mit den Flügeln fuchteln; meist stehen sie unbeweglich und in sich gekehrt.

Bei Graf steigt der Weg zur Steppe empor und durchschneidet die Felder in gerader Richtung auf Pannestiel.

Stille Stoppelfelder, unkrautige Weizenäcker mit schwächtigen Halmen, Sonnenblumenstreifen, Melonen- und Kürbisäcker, kleine Vertiefungen mit blühenden Kartoffelständen und aberwärts Sonnenblumen. Grüne Blätterwelt mit gelbglühenden Flammen dazwischen, Häuschen und Hütten zu beiden Seiten des Weges, einzelne kuhbespannte Karamanwagen, ernste, stillvolle Kolonistenfiguren, und über allem der blaßblaue, wolkenlose Bluthimmel der Steppezonen.

Ein rotes Dampfmühlgebäude und eine nahezu Windmühle erheben sich am Horizont, um die Stelle zu zeigen, wo dem Reisenden Pannestiel auftauchen muß. Zum Teil am Ufer, größtenteils aber auf einer Wiesenzung, die durch ein Knie des Flusses gebildet wird, liegt das Dorf. Ungünstiger hätte der Siedlungsort kaum gewählt werden können. Der reisende tiefgebohrte Karaman schnellte seine Frühjahrswasser gegen das häusertragende Ufer, um es als Hindernis zu unterwühlen und wegzuwaschen. Die angegriffenen Erdmassen bestehen zum großen Teil aus locker geschichtetem, angeschwemmtem Sande, der nur zu schnell vom Wasser weggespült wird. Der östliche Saum des Dorfes sieht sich beständig von der schnell weitergreifenden Abuferung bedroht; ein nicht kleiner Teil des Dorfes ist schon auf diese Weise vernichtet.

Das Flußsystem des Karaman hat eine eigenartige, wilde Landschaft ausgebildet. Ein tiefes Tal schlingt und windet sich in erstaunlicher Breite durch das gewellte Relief der Steppe. Durch die alluvialen (angeschwemmten)

Schichten dieses Tales bohrt sich in mannigfachen Krümmungen das schmale heutige Flußbett.

Tiefgeschnittene Schluchten durchbrechen den kostbaren Schwarzboden der Steppe, durchwühlen mancherorts das Wiesenschwemmland und münden ins Flußbett; steilwandig, fast unpassierbar, kaffen sie in mächtige Lehmlagerungen hinunter. Gras- und buschbewachsene Seitenklüfte bieten dem Fuchs und dem Wolf sichere Zufluchtsstätten.

Die heutige Wiese war Waldboden. In den letzten Jahren sind jedoch alle Bäume vernichtet worden, und nur die dünnen, aus den obersten Schichten der Ufer starrenden Wurzeln erinnern heute noch an die verschwundene Waldvegetation. Das ganze Wiesengelände sollte als geeigneter Boden wieder mit Wald- oder Gartenbäumen bepflanzt werden.

Die besonders günstigen Stellen werden natürlich immer zu Obst- und Gemüsegärten ausgenutzt. Die Ufer des Karaman sind ebenso wie die eines Torgu und Jerusalem mit stofflichen Kulturresten ihrer vorzeitlichen und frühgeschichtlichen Bewohner übersät: Topfscherben — Trümmer einer einstmaligen Tonwarenindustrie — und Feuersteinsplinter liegen als Inhalt von weggelegten Sandschichten an den Abhängen und weisen auf eine starke Besiedelung in der jüngeren Bronzezeit (vor etwa 3000 Jahren). Am dichtesten scheint jedoch die Gegend in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bevölkert gewesen zu sein: zahlreiche Grabhügel aus dieser Zeit gruppieren sich nicht nur in der Nähe der Ufer, sondern krönen auch alle bedeutenden Höhenzüge im tiefen Innern der wasserlosen Steppe. Unter den Grabfunden begegnet man vielfach Importstücken aus den römisch-griechischen Schwarzmeerkolonien.

* * *

In den meisten Bauten Pannestiels tritt uns der gewöhnliche Typus des Karaman-Holzhauses entgegen: viereckiger Holzkasten auf Backsteineckpfosten, unbedeckte Wände, durchbrochene Zieraufsätze an Fries und Fenstern, hohes Dach ohne Giebel Fenster, dem umgekehrten Kasten eines Karamanwaagens nicht unähnlich.

Ueber Pannestiel und Umgegend haben sich während meines zweitwöchentlichen Aufenthaltes mehrere starke Platzregen ergossen. Für die Hackfrüchte, die sich dank dem tiefgründigen Schwarzboden in grünem, gesundem Zustande erhalten hatten, kamen sie noch rechtzeitig.

Das tröstet die Leute einigermaßen über die mürbtenen Halmfrüchte. Einstweilen nährt man sich, so wie man eben kann; aber es ist im großen und ganzen eine Unterernährung, die der Volksgesundheit sehr gefährlich ist. Man kennt allerdings auf niedriger Kulturstufe stehende Völker (meist sogen. Naturvölker), die sich wohl kaum besser ernähren; aber man darf nicht vergessen, daß sie bei halb-schlafähnlicher Lebensführung nur wenig Energie verausgaben und von altersher an Entbehrung gewöhnt sind. Unser arbeitsfleißiger Bauer wird bei solcher Ernährung nur degenerieren.

In Pannestiel und auf den umliegenden Dörfern leben wohl die meisten Familien von der Kuh; es wird aber weder Butter, noch Vollmilch genossen. Alles ersparte Schmalz verkauft man, um für den Erlös nebst anderem Notdürftigen Schrotmehl zu kaufen. Die abgerahmte, oft „geläuterte“ Milch (ein magerer Trank, geeignet, einem armen Schlucker bloß das Leben zu fristen) dient als Hauptbestandteil der täglichen Nahrung. Hier und da wird ausnahmsweise Hirse reichlich verwendet, sonst sättigt man sich manchmal an Kornschrotknödeln, zumeißt aber an Kiebel-suppe. Schrotmehlwaffeln und Fladen (Flammkuchen, Bischof) werden nur gelegentlich zur Verzehrung zubereitet. Brot wird in manchen Dörfern (z. B. in Graf) so gut wie gar nicht gebacken.

Es gibt natürlich einzelne Familien, deren täglicher Speisezettel reichlicher oder spärlicher ausfällt; dadurch wird jedoch nichts an dem Gesamtbild verändert.

In Bezug auf die Kleidung lassen sich die Pannestielier in zwei leicht zu unterscheidende Klassen einteilen: Leute, die noch im Besitz ihrer Sonntagskleider sind, und Leute, die die ihrigen während der Hungerzeit „vertan“ haben. Die ersteren kann man jeden Sonntag in der Kirche und auf dem Markt sehen, während sich die letzteren weder da, noch dort sehen lassen. Infolge ihrer verzwirfelten Lage soll sich unter ihnen ein besonders hoher Grad religiöser Gleichgültigkeit herausgebildet haben. Beide Klassen

besitzen weder Wäsche, noch befriedigende Werk-tagskleider.

Die Pannestielier sind aufgeweckt und neugierig. Wenn man als Fremder durch die Straßen geht, wird man scharf beobachtet, ohne Umstände angesprochen und laut kritisiert.

Einmal setzte ich mich auf eine leere Torbank. (Es war in der Hauptstraße.) Zwei ältere Weiber saßen auf der entgegengesetzten Straßenseite. Als sie mich niedersehen sahen, rückten sie unruhig auf ihrem Baumstamm hin und her. Dann erhoben sie sich und gingen langsam zu mir herüber. Ich wurde nun mit schüchternen Fragen attackiert: Name, Herkunft, Verwandtschaft. Ich antwortete einsilbig. Schräg gegenüber erklang das Tor, und sechs Männer standen allsobald auf der Straße. Im Augenblick hatten sie mich bemerkt und gerieten in Aufregung: hantierten an den unvermeidlichen Pfeifen herum, schlugen Feuer, bohrten ihre Augen in mich.

Nach längerer Unterhandlung teilten sie sich in zwei Lager: drei entfernten sich zögernd: die anderen aber nahmen mich aufs Korn und fingen an, sich mir zu nähern. Sie gebärdeten sich wie ein Jäger, der Trappen anschleicht; bald machten sie so, als wollten sie rechts an meiner Bank vorbei, bald steuerten sie nach links. Der ganze Straßenübergang dauerte mehr als fünf Minuten und wurde oft durch Stehenbleiben und Feuer-schlagen unterbrochen. Endlich standen sie vor mir. Zwei richteten mir die Hand. Ein glattes, heiteres Gesicht, zwei stark gefurchte. Freundliches Wohlwollen in allen Zügen und Mienen.

Erst wandten sie sich an die Weiber, dann an mich: Wer ich sei? Sie hatten mich niemals in Pannestiel gesehen. Ich erlaubte mir einen Scherz: „Sagt mir erst, wer ich seid. Auch ich hab euch niemals in Pannestiel!“ — Sie verstanden Spaß und sagten manch launiges Wort; aber der ernste Ton meiner Gegenfrage mag ihnen doch etwas unbehaglich gewesen sein: sie gingen bald weiter und ließen sich auf die Bassenbank des Nachbarn nieder.

Die Weiber von Pannestiel verbringen den Tag gern auf der Straße. In größeren und kleineren Gruppen sitzen sie da im Schatten der Häuser und spinnen, laut plaudernd und scherzend. Wo Männer bei ihnen sitzen, geht es am lustigsten zu.

Keine Klagen über verlorenes Vermögen, Armut und schlechte Aussichten! Heitere Sorglosigkeit, entgegenkommendes, freundliches Benehmen sah ich auf Schritt und Tritt in Bannestiel.

Wie anders ist es in den unteren Kolonien am Jerusalem, am Torgun, an der Kuba. Sejammer und Seelage, mißtrauische Zurückhaltung, eitler Bauernstolz herrschen daselbst vor.

Die Hochflut des Dorflebens fällt auf die Markttage: Sonntag und Donnerstag. Der Sonntagsmarkt wird besonders stark besucht. Menschengewimmel an der Südseite der Straße, zahlreiche Männergruppen im Zentrum. Ueberall hört man die bellende Bannestieler Aussprache mit dem erregten, von kräftigem Mienenspiel begleiteten Tonfall. Männer und Weiber sind in Sonntagsgewändern: einerseits Rock und Beinkleider aus feinem schwarzem Wollstoff, Hut oder Schildmütze, andererseits schwarzes oder geblümtes Tuch, schwarzer Rock, kurze, meist grüne Bluse mit weißem Spizenaufsatz auf der Brust. Beide Geschlechter breitschulterig.

Die Verkäufer — meist Frauen — stehen zum Teil im Gedränge oder hocken in der Reihe an den Häusern. Fünf bis zehn Körbchen voll Obst, zwei—drei Körbchen voll Gurken, zehn—zwanzig Eier und ein eben geschlachteter Hammel stellen die feilgebotenen Produkte dar. Kirschchen, Äpfel kosten 3—4 Kop. das Pfund, Gurken 50 Kop. — 1 Abl. das Hundert, Eier

1 1/2 Kop. das Stück, Hammelfleisch 15 Kop. Angebot — armfelig, Nachfrage — erbärmlich.

Von den Bauern kauft keiner auch nur einen einzigen Apfel, und doch stehen sie in dichten Haufen um die Körbe herum. Ein ausnahmsweise stattfindender Kauf von Obst kommt nur durch Zufall zustande: wenn es einem Angestellten glückt, bei seinem Kollegen einen halben Kubel zu pumpen. Mit dem Kirchläuten um neun wird der Markt leer: Käufer und Verkäufer gehen zum Gottesdienst oder nach Hause.

Die Kirche wird in letzter Zeit spärlich besucht: Verminderung der Bevölkerungszahl, Mangel an Kleidung sind die Hauptursachen; zum Teil wurzelt die Erscheinung auch in wachsender Teilnahmslosigkeit an religiösen Dingen.

Unter den Maßnahmen der Regierung machen die in den Schulen und Kinderhäusern eingeführten körperlichen Übungen einen besonders günstigen Eindruck. In den hübschen Turnkostümen, die die sonnenbräunten jungen Glieder in ihrer nackten Gesundheit während der rhythmischen Übungen und der Wanderungen in Reih' und Glied zeigen, erscheinen diese Bauernsprößlinge wie Sonnenkinder einer anderen, einer sorgenfreien, heiteren Welt.

In diesen Kindern verkörpert, tritt die neue Weltanschauung unmittelbar kontrastierend an das in schwarzem Aberglauben und körperlicher Verwahrlosung geldscharrende Bauerntum unserer Dorfheimat heran.



Der Hegenmeister.

Von G. R.

Im ganzen Dorfe und noch über dessen Grenzen war er als Hegenmeister bekannt, der Vetter Kunrad. Wer ihn nicht kannte, der ging wohl zehnmal an ihm vorüber, ohne was besonderes zu bemerken, das an seinen Namen erinnert hätte; doch die Leute des Dorfes und wer ihn sonst kannte, bogen immer in eine Kreuzgasse, wenn sie ihn nur von weitem kommen sahen.

Wie sehr man sich aber auch hütete, dem Vetter Kunrad irgendwo allein zu begegnen, so war doch jede Furcht geschwunden, wenn

man ihn in Gesellschaft bei sich sah. Auch in seiner Mühle wurde er gern aufgesucht; denn er war auch Müller, und nirgends wurde man so gewissenhaft behandelt wie in seiner Windmühle. Abends fanden sich auch im Mühlenhäuschen die Mahlgäste immer zahlreich ein, und manche, die eigentlich nur gekommen waren zu fragen, wann sie mit dem Mahlen an die Reihe kämen, verbrachten da einen schönen Abend.

War der Wind regelmäßig, die Trichter alle voll und sonst alles in Ordnung, was der

Better Kunrad ganz genau nach dem Klappern der „Schüße“ feststellen konnte, so verließ er dann auch die Mühle, ob bei Tag oder Nacht, und begab sich ins Mühlhäuschen, wo von den Mahlgästen nicht selten Anspielungen auf seine schwarze Kunst gemacht wurden. Fragte mitunter jemand, ob er die Mühle eingeschlossen habe, so antwortete er mit einem viel-sagenden Lächeln: „Mir hot noch kaner ka' Mehl a'stohle!“

Daß er jeden „bannen“ könne, der ihn zu bestehlen nur einen Versuch machen würde, dessen waren alle überzeugt; doch wie, wußten sie nicht, und gerne hätten sie den Better Kunrad darum auf diesen Gegenstand zu sprechen gebracht, doch war das eine heikle Sache. Auch wo er seine Kunst gelernt habe, wußte niemand zu sagen; denn von ihm hatte niemand je ein Wort darüber vernommen.

Einmal sollte doch wenigstens einigen ihr sehnlichster Wunsch erfüllt werden: sie sollten es mit ihren „lebendigen“ Augen sehen, wie wirklich jemand vom Better Kunrad „gebannt“ ward, wiewohl es dabei „mörderlich grell“ und eigentlich gar nicht hegenartig herging.

Es war in einer dunklen Herbstnacht. Das Mühlhäuschen war wieder einmal gestopft voll. Wie immer in diesem Raum, fehlte es auch jetzt nicht an Erzählungen von allerlei „Gruffel“; und auch von dem Better Kunrad, der noch in der Mühle war, wußte mancher eine Geschichte zu erzählen, die „wahrhaftig“ wahr sein sollte. Endlich kam auch der Besprochene aus der Mühle und merkte bald, daß unter den Gästen der Sohn eines benachbarten Müllers zugegen war. Die Unterhaltung ging lebendig weiter, und niemand bemerkte, daß der ungewöhnliche Gast gleich nach dem Eintreten des Better Kunrad davongeeilt war. Dieser aber redete unter irgend einem Vorwand ein paar Mann an, mit ihm in die Mühle zu kommen. Die Männer gingen mit. Da, ein paar Schritte vor der Mühltür, drehte sich Better Kunrad rechts und, noch ehe die Nachfolgenden recht verstanden, was los sei, hatte er einem sich an die Mühle drückenden Menschen einen Stümmel Mehl vom Rücken genommen und im gleichgültigsten Ton von der Welt zu ihm gesagt: „No, jetzt kannst du ach wieder gehe!“

Ein junger Bursche nahm sich nach dieser Begebenheit das Herz und bat, der Better Kunrad solle ihn doch auch „bannen“ lehren. Better Kunrad war's einverstanden, doch sei beim Lernen eine auf der Straße aufgefangene schwarze Kaze nötig. Am nächsten Tag — Better Kunrad war gerade mit dem Schärfen eines Mahlsteines beschäftigt — kam der „Hegenlehrling“ schüchtern an, unter dem Wams eine schwarze Kaze verbergend.

„Guten Tag, Better Kunrad!“ —

„Schön'n Dank. Gell du willst lerne, Gottfried?“

Ein Kopfnicken mit ängstlichem Blicke war die Antwort.

„No, do setz' dich a'mol unner do den Sorg.“ *) —

Langsam erfüllte Gottfried den Befehl, doch kaum saß er darunter, da ließ der Better Kunrad, bis an die Ohren leise lachend, den in der Schwebel hängenden oberen Stein auf den Deckel nieder, etwas vor sich himmelmelnd, und verlangte dann durch das Deckelloch die Kaze heraus. Weil aber der Raum zu eng war und Gottfried sich kaum rühren konnte, entwischte ihm die sich schon lang wehrende Kaze und war in einem Nu davon.

Better Kunrad eilte wie ein Donner die Treppe hinunter, aber nicht um die Kaze zu fangen, sondern um unten mit einem schallenden Lachen herauszulachen.

Gottfried aber, im Glauben beim Fangen der Kaze behilflich sein zu können, wollte den Deckel von sich heben, bemerkte aber zu seinem nicht geringen Schrecken, daß der nur 30 Pfund schwere Deckel nicht um ein Haar breit wich. Das Herz fing dem armen Burschen so stark zu klopfen an, daß er gar nicht merkte, wie der Better Kunrad die Treppe herauf kam, den Stein in die Höhe schraubte und so den Deckel von der Last befreite. Erst auf ein: „No, Gottfried, jetzt komm raus!“ wagte es der Arme, sich wieder zu bewegen und spürte dabei, daß er nun des Deckels Mann sei. Mit ernstem Gesichte erklärte Better Kunrad, da die Kaze ausgerissen sei, so könne er Gottfried nun nicht mehr weiter lehren. Doch dieser war herzlich froh, daß es mit dem einen Mal vorbei war.

* * *

*) Deckel des oberen der zwei Mahlsteine. Der Verf.

Better Kunrad war alt geworden und schon längst nicht mehr Müller. Da fragte ihn einmal die fromme Wes Annabett, ob er sich denn schon bekehrt habe oder immer noch an seinen schrecklichen Künsten halte.

„Ja, freilich halt ich dro“, war die Antwort. Da hielt es die gute Wes nicht aus und, die Hände faltend, bat sie, er solle ihr doch einen seiner Zaubersprüche „herbeten“. Und, sonderbar, jetzt tat der Better Kunrad gar nicht mehr so heimlich wie früher, sondern gleich bereit hub er an:

„Gott der Vater und Gott der Soh’
Iwer hunnert Berscht drvo’,
Un ’n hohe Berg drzwische,
Geht ka Schrot un Kugel o!“

„Awer, Better Kunrad, do is doch ka’ Hererei drbei. Wann aaner iwer hunnert Berscht dum Schuß is un wan r aach noch himmern hohe Berg steht, kann r gewiß net gtroffe werre.“

„No ja, awer ka’ anner Hererei gebts aach net.“

„Ihr wollts nor net gteh; Ihr hätt doch jelle Johr dem Miller sa Du un nochri dr Gottfried gbannt.“ —

„No des war doch ka Kunstjid.“ Und er erklärte ihr lachend jeden Fall und wie er dabei seine Kunst anwandte. Er fügte noch hinzu: „Mr muß nor Lage un Ohre uf hun, un do gebts ka Hererei.“

Bibliographischer Anzeiger

der Literatur über die deutschen Wolgafolonien.

Von E. D. Sotolow.

(Fortsetzung)

II. Geographie. Reisebeschreibungen.
Ethnographie. Statistif. Kultur-
geschichte.

1. Беккер, К. — Воспоминания о Саратовской губернии. Москва. 1852 г.

2. Бем, — Карта владений иностранных поселенцев в Самарской и Саратовской губ.

3. Б. И. — Новый областной центр. (Из бесед с предисполкомом Немкоммунны тов. Моор.) „Саратовск. Известия“ 1922 г. № 175.

4. (Боголюбов, Н.) — Волга от Твери до Астрахани. Издание О-ва „Самолет“ Симб 1862. О немецк колониях стр 350—354.

5. Б-ский, А. — Эмиграция приволжских колонистов — немцев в Америку. „Саратовский Листок“ 1888 г. № 18.

6. В. Сарепта. Ibid. 1880 г. № 148 В немецкой колонии. „Иллюстрир. Россия“.

приложение к газете „Россия“ стран. 747—751.

7. Ведомость землям, владеемым колониями Саратовск. и Самарск. губ., с показанием числа душ, в каждой состоящих, и мест, из коих оне выселились в Россию. Рукопись в 16 стр., писана в 50-х годах. Хранится в Русском Географ. Обществе.

8. Воейков, А. — Описание Сарепты. „Северный Архив“, 1822 г. № 1, часть 1-я.

9. Волгская немецкая колония. „Энциклопед. лексикон“, том XI, страница 326—327.

10. Волжский странник. — Семь рассказов — Сарепта и ея обитатели. Стр. 99—127.

(Fortsetzung folgt.)

Rätselaek e.

Auflös. des Rätsels in Nr. 14: Wind, Wand.



A. Becker.



Naturbilder aus unserem Gebiet.

Gefangennahme der Frau Gmse.

Von L. B.

(Schluß.)

Wie die Schlangen und andere Reptilien oder kriechende Tiere hat auch die Eidechse ein sehr zähes Leben: sie kann lange hungern und mancherlei Beschwerden und Qualen überstehen. Wenn ihr Schwanz abbricht, was bei seiner Sprödigkeit leicht geschehen kann, so wächst ihr bald wieder ein anderer, aber etwas kürzerer nach, mit dem sie dann keine so guten Sprünge mehr nach Fliegen, Schmetterlingen und anderen Insekten machen kann wie vorher. Merkwürdigerweise haben manche Eidechsen einen Schwanz mit zwei, ja sogar mit drei Enden.

Die Eidechse kann man im Hause halten und leicht zähmen. Man kann sie nicht nur in Gläsern halten, sondern auch frei im Hause herumtummeln lassen, daß sie die lästigen Fliegen noch besser wegfangen kann. Zu diesem Zwecke wird die Eidechse eben im Hause gehalten. Durch Vertilgung der Fliegen im Hause und anderer Insekten in der freien Natur bringt sie großen Nutzen. Der Imker (Bienenzüchter) ist der Eidechse jedoch nicht gewogen und verjagt sie, wenn sie in die Nähe des Bienenstandes kommt, um Bienenchen wegzuschnappen.

Nun, Kinder, kennt ihr die Eidechse und wißt auch, welchen Nutzen und Schaden sie bringt“, schloß der Lehrer seine Erklärung, indem er noch fragte: „Wie wollt ihr euch zu der Eidechse verhalten? Wollt ihr sie als Freundin oder Feindin ansehen?“

„Als Freundin! als Freundin!“ riefen mehrere Kinder, und eins machte sogar den Vorschlag, die gefangene Eidechse in dem Schulzimmer, worin

die verschiedenen, von den Kindern selbst gefertigten und gesammelten Gegenstände aufbewahrt wurden, zu halten und zu pflegen. Der Vorschlag wurde abgestimmt, und niemand war dagegen; im Gegenteil: alle begrüßten mit Jubel, daß sie immer so was Lebendiges, „Zauweliges“ in ihrer Nähe haben und es hegen und pflegen könnten.

Auf dem Heimwege erzählte der Lehrer den wißbegierigen Kindern noch von andern Eidechsen, die in den heißen Ländern vorkommen.

„Da die Körpertemperatur und mithin auch die ganze Lebenstätigkeit der Eidechsen von äußeren, hauptsächlich klimatischen, Einflüssen abhängt“ — erzählte der Lehrer —, „ist es ganz natürlich, daß in heißen Ländern die Eidechsen sich viel stärker vermehren und entwickeln als bei uns. Insekten gibt es in den heißen Ländern auch viel mehr und viel größere als bei uns. Ihr wißt ja, wie Hitze und Kälte oder Sommer und Winter auf die Insektenwelt wirken.“

In den heißen Ländern gibt es also viel mehr Eidechsen als bei uns. Dort trifft man Eidechsen von verschiedener Größe, Form und Farbe, die sie durch Anpassung an ihre Umgebung und die verschiedenartigen Lebensbedingungen erhalten haben. Diese Anpassung vollzog sich natürlich in vielen, vielen Tausenden von Jahren. Manche Eidechsen haben aber auch eine noch größere Fähigkeit als unsere gemeine Eidechse, sich während ihrer Lebenszeit und zwar sehr schnell in der Farbe an ihre Umgebung anzupassen. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht eine afrikanische Ei-

deckse: das Chamäleon. Seine gewöhnliche Farbe ist grünlich und entspricht so der Färbung des Laubwerks der Bäume, auf denen es sich gewöhnlich aufhält. Durch Licht, Wärme, Hunger, Durst, Müdigkeit usw. nimmt es sehr verschiedene Färbung an. Das Chamäleon ist überhaupt ein sehr eigenartiges und interessantes Tier. Seine Zunge ist wurmförmig, am vorderen Ende verdickt und klebrig und kann weit hervorgeschneit werden, um die sichere Beute zu erfassen. Die verhältnismäßig sehr großen Augen haben eine schöne Goldfarbe und sind so wunderbar eingerichtet, daß das Tier zu gleicher Zeit das eine nach oben, das andre nach unten oder das eine nach rechts, das andere nach links drehen kann.“

Noch manches andere erzählte der Lehrer von dem Chamäleon und anderen Eidechsen und zuletzt

auch von dem Krokodil, der riesigen abscheulichen Panzereidechse, die für die Menschen und die Tiere so gefährlich, also durchaus schädlich ist.

Daheim angekommen, verpflanzten die Kinder die Eidechse in das erwähnte Zimmer. Da hielt sich die Gefangene, wenn zweibeinige „Häsker“ anwesend waren, aus Furcht immer unter den Schränken versteckt. Wenn aber niemand im Zimmer war, so tummelte sie sich überall herum, was man durch ein Fenster beobachten konnte.

Vielleicht wäre es auch gelungen, die Eidechse zutraulicher zu machen und zu zähmen, wenn sie eine längere Zeit in dem Zimmer, worin sie Unterkunft gefunden hatte, geblieben wäre, aber nach kaum einer Woche war sie plötzlich verschwunden, und niemand wollte wissen: wie und wohin.



Die Zieselmaus.

Von H. Ming, Agronom.

Die Zieselmaus, russisch *суслик*, lateinisch *spermophilus citillus* und von unserer Landbevölkerung „Pisser“ genannt, ist ein nettes, aber dabei sehr schädliches Tierchen. Die Länge seines schlanken Körpers beträgt 24 cm bei einer Höhe von 9 cm; der Schwanz ist 7 cm lang. Auf der oberen Seite ist das Tierchen gelbgrau gefärbt und mit rostgelben Wellen und feinen Flecken geziert; die untere Seite ist rostgelb, der vordere Teil des Halses und das Kinn weiß, die Nasenkuppe schwärzlich. Der Kopf mit den im Felz versteckten Ohren ist gestreckt. An den Vorderfüßen hat die Zieselmaus vier Zehen und eine kurze Daumenwarze; die Hinterfüße sind mit fünf Zehen versehen. Damit gräbt sie sich einen tiefen Bau mit einem Kessel, der einen Durchmesser von 30 cm hat. Im Herbst besorgt sie sich Vorräte, verstopft den Gang und gräbt einen neuen. Im April oder Mai wirft das Weibchen 6—10 Junge, die nach einem Jahre schon fortpflanzungsfähig sind.

Vor ungefähr 40 Jahren fand man auf der Wiesen Seite nur einzelne Exemplare dieser Tierchen und hatte noch keinen Begriff davon, was für einen großen Schaden sie den Feldern zufügen können. Dieser Schaden wird auch jetzt noch häufig unterschätzt, nicht zu reden von anderem Schaden, den sie noch verursachen und auf den wir im folgenden noch zu sprechen kommen.

Auf der Bergseite hatte man diese Feinde des

Bauwirts schon früher kennen gelernt. So waren die Zieselmäuse schon in jener Zeit im Kamyschiner Bezirk ziemlich stark verbreitet und vernichteten alljährlich eine Menge Getreide und andere Feldfrüchte.

Im Laufe der Zeit vermehrten sie sich sowohl auf der Bergseite, als auch auf der Wiesen Seite, und nun sind sie zu einer wahren Plage für unseren Heuschlag und noch viel mehr für unsere Feldfrüchte geworden.

Im Frühjahr nähren sie sich von Gras, zarten Wurzeln und dgl. und richten somit auch in den Heuschlägen großen Schaden an. Wenn das Gras aber zu vertrocknen beginnt, gehen sie auf die Getreidefelder oder auch auf die Gemüesfelder, um hier ihre Verheerungen anzurichten.

Viel lobesamer wäre es, wenn die Zieselmäuse, statt das Gras, die Pflanzenwurzeln, das Getreide und Gemüse zu vernichten, fleißiger Jagd auf Feldmäuse machen würden; aber das tun sie nur im Falle der Not. In diesem Falle morden und verzehren sie auch auf der Erde nistende Bögeln, was wir sehr beklagen müssen, wogegen es uns freut, wenn sie einander selbst aufressen und sogar die Mutter ihre Kinder auffrisst, was aber auch nur notgedrungen geschieht.

Nun kommt zu dem unmittelbaren Schaden, den die Zieselmaus unseren Feldern zufügt, noch was anderes hinzu.

Wie die Ratten auf dem Schiff, wenn darauf die Pest ausgebrochen ist, diese von Land zu Land verschleppen, so verschleppen auch die Zieselmäuse die Pest, an der sie selbst erkranken und krepieren. Das ist besonders bei den Nomadenvölkern (Wandervölkern) der Steppe, wie z. B. bei den Kirgisen zu beobachten.

Von den Zieselmäusen werden vor allem die Kamele angesteckt. Die erkrankten Kamele werden gewöhnlich geschlachtet, und die Menge Fleisch ist groß genug, um einen Schmaus zu veranstalten, zu dem alle Freunde eingeladen werden. Die Folge davon ist, daß die Schmausenden nachher von der schrecklichen Krankheit befallen werden und massenweise daran sterben.

Die Unreinlichkeit und der gesundheitswidrige Zustand der Kirgisenjurten überhaupt bilden einen Herd, der die Verbreitung der Pest sehr begünstigt, so daß sie nur schwer zu bekämpfen ist.

Hier haben wir also die Ursache des öftmals plötzlichen Ausbruchs und der starken Verbreitung der Pest unter den Kirgisen.

Unsere Felder bringen die Zieselmäuse den größten Schaden gerade bei trockenen Jahren. Das ist auch leicht erklärlich. Bei trockenen Jahren verdorrt das Gras früher, und dann beginnen die Zieselmäuse die Felder zu verheeren, von denen die Menschen vielleicht doch noch einige Nahrungsmittel erhalten könnten.

Wir müssen also alles daran setzen, die Zieselmaus, diese große Feindin des Landmanns, zu vertilgen, wenn uns diese Arbeit auch sauer wird.

Die Zieselmäuse zu bekämpfen, kostet viel Arbeit und Mühe und erfordert auch nicht wenig Mittel. Der Kampf kann nur erfolgreich sein, wenn er allerwärts planmäßig, gleichzeitig und rechtzeitig geführt wird. Wenn nur in einem Rayon die Zieselmäuse nicht vertilgt werden, so vermehren sie sich daselbst so schnell, daß sie dann wieder die andern Rayons besiedeln.

Das beste Mittel zur Vertilgung der Zieselmäuse war bis jetzt Schwefelkohlenstoff, der aber gegenwärtig in großen Mengen schwer zu bekommen ist und gewöhnlich auch sehr teuer ist. Es dürfte daher auch überflüssig sein, vorderhand darüber zu schreiben, wie dieses Mittel angewandt wird.

Gewöhnlich werden sie mit Wasser aus den Löchern geschwemmt. Man gießt dabei in jedes Loch von 1 bis 20 Eimer und oft umsonst, weil der Bau mehrere Ausgänge hat.

Statt reinen Wassers gebraucht man auch dünnen Schlamm (in Wasser gerührte Erde). Davon genügt manchmal 1 Eimer, um das Loch zu verschütten, daß die Zieselmaus ersticken muß.

Auch ein Haufen feine Erde auf ein Loch geschüttet, ist ein gutes Mittel, der Zieselmaus den Garaus zu machen. Wenn sie diese Erde wegscharrt, so rollt immer mehr nach, so daß sie dann ebenfalls ersticken muß.



Lebenslauf des Froschgroßvaters.

Von ihm selbst erzählt.

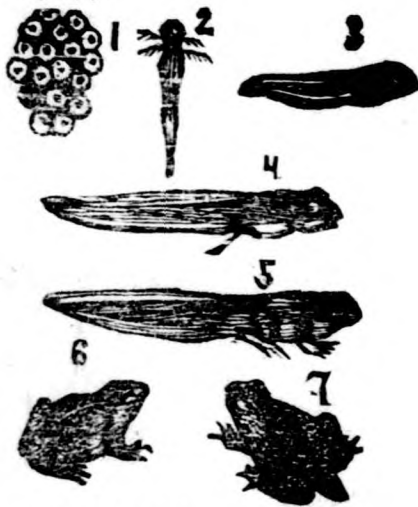
Also meinen Lebenslauf wollt ihr, meine jungen Freunde, hören und erfahren, wie ich ein für unsere Gattung so ungewöhnliches Alter von 11 Lenzen erreicht habe? — Gut, ich werde euch erzählen, worauf ich mich seit meiner Entstehung besinnen kann oder was ich aus meiner reichen Lebenserfahrung mit Gewißheit zu berichten weiß.

Meine Entstehung verlief auf ganz natürliche Weise. Nun, es entsteht ja alles ganz natürlich, wenn auch die zweibeinigen Wesen, die sich „Menschen“ nennen, mitunter recht ungereimte, unnatürliche oder übernatürliche Sachen von der Entstehung, dem Leben und Treiben göttlicher oder gottähnlicher Wesen erzählen, von deren Existenz ich auch nicht die geringsten Beweise habe. Daß solche erdachte Götter, Halbgötter oder Gottmenschen die

Welt nach ihrem Wunsch und Willen regieren sollen, ist einfach lächerlich. Es geht alles seinen natürlichen Gang, den auch die klügsten und stärksten der Menschen nicht in unnatürliche oder übernatürliche Bahnen lenken können. — Doch zurück in jene Zeit, in die meine Entstehung fällt oder, wie man zu sagen pflegt, in der ich das Licht der Welt erblickte.

Es war vor 11 Jahren. Der schöne Lenz war in unsere Gegend eingezogen, und alles in der wiedererwachten Natur freute sich des Lebens, als ich, von der lieben Sonne ausgebrütet, aus einem gelblichen, von Schleim eingehüllten Eilein schlüpfte. Was vor dieser Zeit geschah, weiß ich nicht aus eigenem Bewußsein, kann es mir aber aus später gemachten Erfahrungen wohl zurechtlegen. Ganz be-

stimmt wurde das Ei, in dem ich mich befand, nebst vielen anderen von meiner Froschmutter gelegt. Wer sich genauer im Wasser der Teiche und Weiher umsieht, der kann jedes Frühjahr Klumpen von solchen gelblichen schleimigen Eilein mit einem schwarzen Kern in der Mitte sehen. Das ist der Froschlaid, den die Froschweibchen legen. Aus dem Kern des Eileins entsteht unsereins eigentlich als kleines eigenartiges Lebewesen, das mit unserer jetzigen Gestalt gar keine Ähnlichkeit hat: es stellt ein kugelförmiges Körperchen mit einem langen dünnen Schwanz dar und wird nur durch eine allmähliche Verwandlung (Metamorphose) zu einem ehrbaren Frosch.



Die Entwicklung des Frosches.

1. Froschlaid. 2. Kaulquappe mit Kiemen. 3. Kaulquappe ohne Fische. 4.—7. Allmähliche Entwicklung der Kaulquappe zum Frosch.

Ich hatte anfänglich selbstredend auch so eine dumme Gestalt und atmete wie alle solche Tierchen, die einmal Frösche werden wollen, durch Kiemen, d. h. besonders eingerichtete Blättchen, die mit ganz feinen Blutgefäßen versehen sind. Da ich nicht über Mangel an winzigen Wasserpflänzchen zu klagen hatte, wuchs ich sehr schnell, erhielt bald Hinterfüße und nachher auch Vorderfüße: mein Schwanz verschwand allmählich, die äußeren Kiemen trockneten ein, und dafür bildeten sich innere. Auch diese verkleinerten sich nach und nach und wurden durch Zungen ergänzt. Ich atmete also endlich mit Kiemen und mit Zungen. Auch die Fähigkeit, auf das Land zu gehen und mich darauf frei zu bewegen, erlangte ich um jene Zeit. Im ferneren verschwanden die Kiemen und der Schwanz vollständig, während sich die Zungen und die Beine gut ausbildeten. Ich wurde also allmäh-

lich aus einem dünnen fischchenähnlichen Ding, aus einer sorgten Kaulquappe, zu einem Frosch.

Bis ich aber aus einem dummen fischchenähnlichen Ding zu einem echten Frosch geworden war, verstrichen ganze drei Monate. In dieser Zeit erlebte ich schon viele Freuden, aber auch manche Drangsal und Not. Die umgebende Natur, die strahlende Sonne, Ueberfluß an Nahrungsmitteln erfüllten mich mit Behagen und vielfach sogar mit Entzücken; aber die räuberischen Fische, von denen ganz besonders eine Art — ihr kennt sie ja — so gefährlich ist, und die räuberischen Vögel gefährdeten oft mein junges Leben. Einigemal war ich so sehr in Gefahr, aufgefressen zu werden, daß ich heute noch nicht recht weiß, wie ich mit heiler Haut davorkam. Und später war mein Leben auch zwischen Freude und Leid und Gefahren geteilt, und zwar verfolgten mich nicht nur Tiere, sondern auch kleine Menschenkinder, ja sogar größere Grobiane, die wahrscheinlich nicht wissen, wieviel ich von ihren Feinden — von Insekten und Würmern — vertilge.

So verflossen der erste Lenz und der erste Sommer. Nicht nur die Nächte, sondern auch die Tage wurden immer unfreundlicher. Es trat Regenwetter ein, das kein Ende nehmen wollte, und als wieder klare Bitterung eintrat, reifte es nachts, so daß mir das Leben ganz verleidet war. Ich verkroch mich in den Schlamm und verfiel darin in einen langen, langen Schlaf, aus dem ich erst erwachte, als die Sonne wieder wärmer zu scheinen begann, die erstarrt gewesene Erde auftaute, das erste Grün daraus hervorlockte und den Lenz wach küßte.

Die folgenden Lenz und Sommer glichen so ziemlich einer dem andern. Gefahren und Nöte die Menge! Wie oft wurde mit Steinen nach mir geworfen. Einmal war ich in ein Streichgarn geraten, und da wäre ich beinahe von einem der Fischer mit einem Prügel totgeschlagen worden. Das machte mich immer vorsichtiger. Und doch — weiß der Kuckuk, wie es kam — hatte mich in späterer Zeit ein junges Menschenkind mit einem abscheulichen krummgebogenen, spitzen und mit einem Widerhaken versehenen Ding angehaft. Zum Glück schloß das Ding aus, und ich war auch diesmal gerettet.

So verfloß mein bisheriges Leben, das wohl bald ein Ende nehmen wird; denn 11 Jahre sind keine Kleinigkeit. Wer in unserem Bereich kann noch auf eine so lange Laufbahn zurückblicken? — Niemand.

Im Verlage der Zeitschrift

„Unsere Wirtschaft“

er s c h i e n e n :

In deutscher Sprache:

**Bäume und Sträucher unserer
deutschen Wolgakolonien**

Von E. Meyer.

85 Seiten. Preis **60** Kop.,
mit Uebersendung **65** Kop.

**Zur Geologie des Gebiets der
Wolgadeutschen und dessen
nächste Umgebung.**

23 Seiten, mit einem Kartogramm
der Funde und zwei paläontolo-
gischen Tabellen.

Von Bergwerfingenieur A. Busik.

Preis **30** Kop.
mit Uebersendung **35** Kop.

„Unsere Emigranten“

Von G. Dummier.

63 Seiten. Preis **25** Kop.
mit Uebersendung **30** Kop.

In russischer Sprache:

**Житняк и его культура на
Юго-Востоке Европейск. России.**

Состав. П. Н. Константинов.
66 страниц

Preis **30** Kop.
mit Uebersendung **35** Kop.

**Борьба с засухой по данным
Краснокутской опытн. станции.**

Состав. П. Н. Константинов.
71 страница.

Preis **50** Kop.
mit Uebersendung **55** Kop.

**Меннониты Кеппентальского
района Обл. немцев Поволжья
в бытовом и хоз. отношении.**

С 14 рисунк., одним планом и
19 диаграммами.

Состав. В. Г. Зюрюкин.
212 страниц.

Preis **2** Rbl.
mit Uebersendung **2** Rbl. **20** K.

Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsführung der
Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“,

Бокромск, Коммунаренплац Nr. 4.

Die illustrierte Zeitschrift
„Unsere Wirtschaft“
(3. Jahrgang)

bietet ihren Lesern die verschiedensten Aufsätze über Wirtschaft, Landwirtschaft und Kooperation, sowie Wissenschaft, Kultur und Technik.

Alle Aufsätze sind allgemein verständlich gehalten und werden womöglich durch Bilder und Zeichnungen illustriert. Außerdem bringt die Zeitschrift Erzählungen, Gedichte, Rätsel und ähnliche Unterhaltungsliteratur, sowie auch leichte Theaterstücke für Erwachsene und Kinder.

In einem Jahr erhält der Leser 24 Nummern mit ungefähr 700 Seiten Textes. Jede Nummer enthält eine kostenlose Beilage:

„Naturbilder aus unserem Gebiet“,

in denen die Pflanzen- und Tierwelt unseres Gebiets dem Leser vor Augen geführt wird.

Diese Beilage gibt im Laufe eines Jahres 96 Seiten Text und bildet einen fühlbaren

Beitrag zur Heimatkunde unseres Gebiets.

Außerdem erhalten diejenigen, die die Zeitschrift auf ein ganzes Jahr vorab bestellen als zweite kostenlose Beilage die Broschüre:

„Zur Geologie des Gebiets der Wolgadentschen und dessen nächster Umgebung“
von Bergwerfingenieur A. Busil.

Der Bezugspreis der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ mit beiden kostenlosen Beilagen: „Naturbilder aus unserem Gebiet“ und für die Jahresbezieher „Zur Geologie des Gebiets der Wolgadentschen“ beträgt

vierteljährlich 1 Rbl. 25 Kop, für das ganze Jahr 5 Rbl.

Die Beilage „Zur Geologie“ wird versandt: Wenn der Jahresbetrag sofort eingesandt wird oder nach Einsendung des Bezugspreises für das zweite Halbjahr.

Demjenigen, der unserer Zeitschrift 5 neue Leser gewinnt, wird „Unsere Wirtschaft“ mit beiden Beilagen kostenlos zugesandt.

Bestellungen sind zu richten: An die Geschäftsführung der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“, Pokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.